

REGNUM

Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung

Aus dem Inhalt:

Werenfried van Straaten
Authentische Entwicklungshilfe

Engelbert Monnerjahn
Schönstatt und die Zukunft der Kirche

Benito Schneider
Das Testament Christi

Kardinal Opilio Rossi
Die Fundamente der Kirche stärken

Pater Joseph Kenterich
Der Schatz in Schönstatts Friedensau

Entwicklungen im Raum der Ökumene

Buchbesprechungen

Inhalt:

Werenfried van Straaten	
Authentische Entwicklungshilfe	145
Engelbert Monnerjahn	
Für die Kirche am neuesten Zeiteufer	147
Benito Schneider	
Das Testament Christi	161
Kardinal Opilio Rossi	
Mit Petrus die Fundamente der Kirche stärken	169
Pater Joseph Kentenich	
Der Schatz in Schönstatts Friedensau	172
Blick in die Zeit	179
Entwicklungen im Raum der Ökumene	
Ein deutsches Leben: Martin Niemöller	
In Acht und Bann	
Der Islam in Europa	
Buchbesprechungen	189

REGNUM · Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung
ISSN 0341-3322

Schriftleitung: Dr. Engelbert Monnerjahn
Anschrift der Schriftleitung: Trierer Straße 400, 5400 Koblenz-Metternich

Verlag: Patris Verlag, 5414 Vallendar-Schönstatt, Postfach 120

Herstellung: Druck- und Verlagshaus W. Bitter, 4350 Recklinghausen, Wilhelm-Bitter-Platz 1

Bestellungen und geschäftliche Mitteilungen sind an den Verlag, Manuskripte und Anregungen an die Schriftleitung zu richten. Unverlangt zur Besprechung eingesandte Bücher werden u. U. nur kurz angezeigt.

Erscheint vierteljährlich. Preis des Abonnements DM 20,40 + DM 1,60 Porto,
Ausland DM 20,40 zzgl. DM 2,80 Porto. Preis des Einzelheftes DM 5,50 + Porto.

Authentische Entwicklungshilfe

Wir sind verantwortlich für das Stück Gottesreich, das wir selber sind. Erst dann, wenn Christus die einzige Richtschnur unseres Handelns ist; wenn wir tun, was er tat, und ablehnen, was er verwarf; wenn seine Liebe zu Gott und zu den Menschen unwiderstehlich durch uns hindurch nach außen bricht; wenn der Vater in uns sein Kind wiedererkennt; wenn Hirten und Könige, Machthaber und Unterdrückte, Reiche und Arme staunend in die Knie sinken, weil sie in uns den Erlöser entdecken, erst dann ist Christus in dieser Zeit und in uns geboren und kann Friede sein auf Erden. Über Christus heißt es im Hebräer-Brief: „Ein Zepter des Rechtes ist das Zepter deines Reiches. Du liebst die Gerechtigkeit und hassest das Unrecht.“ Das bedeutet: Wo er herrscht, herrscht Gerechtigkeit und wird auch das furchtbare Problem des Elendes, das dem Recht der Armen und Ungeborenen und somit auch dem Frieden im Weg steht, gelöst. Denn überall, wo der Mensch kleiner und Christus größer wird, gilt das göttliche Gesetz des Ausgleichs, das schon Maria im Magnificat gepriesen hat: „Die Mächtigen läßt er herabsteigen von ihrem Thron, und er erhöht die Niedrigen.“ Dieser von Gott gewollte Ausgleich, der nicht durch äußerlichen Zwang, sondern durch innerliche Umkehr und übernatürliches Wachstum zustande kommen soll, ist der einzige Weg, um, ohne größeres Elend zu verursachen, das Elend zu überwinden.

Nicht das voreilige Zerstören aller Strukturen, nicht das Predigen der Gewalttätigkeit, nicht die unchristliche Theologie der Befreiung, sondern nur die überzeugende Verkündigung des Evangeliums der Kindschaft Gottes setzt diesen Prozeß von Auf- und Abstieg in Gang, erhebt die Armen zum vollwertigen Menschsein, weckt in den Reichen den Geist der Armut und macht Reiche wie Arme zu neuen Menschen, die dazu berufen sind, selbst die neuen Strukturen zu schaffen, die die heutige Welt braucht.

Daher hat die heutige Welt in erster Linie ein Bedürfnis an Heiligen. Die Pläne und Projekte dieser von Christus erfüllten Menschen entsprechen der Weisheit Gottes und werden wohl deswegen für töricht gehalten. Bei Gott aber ist nichts unmöglich, und das Übernatürliche ist für ihn normal. Während es immer mehr zur Unsitte wird, der Kirche nur noch humanitäre und soziale Aufgaben zuzuschreiben und sie zu einem Exekutivorgan für rein menschliche Projekte zu degradieren, sollten wir stolz darauf sein, bei der Durchführung der Pläne Gottes mitwirken zu dürfen.

Ein pseudo-christlicher Messianismus macht sich heute breit. Er hat mit dem Werk, das Christus seiner Kirche anvertraut hat, nichts zu tun. Christus hat seine Jünger ausgesandt, damit sie sich um die verlorenen, in Schuld verstrickten Seelen kümmern. Darum gilt, daß die Kirche als solche an erster Stelle nicht die Körper, sondern die Seelen retten soll. Daß sie nicht beauftragt ist, zuerst die Wirtschaft, sondern vielmehr das Leben Christi in den Herzen der Menschen zu sanieren. Daß sie nicht dazu berufen ist, Revolutionen zu entfesseln, sondern alle Völker zu lehren, was der Herr seinen Jüngern aufgetragen hat. Daß wir zuerst das Reich Gottes suchen sollen, und daß uns alles Übrige dazugegeben wird. Dieses „Übrige“ kann zwar sehr wichtig sein, ist aber nicht das Allerwichtigste. Das Allerwichtigste ist Christus, der selber das Reich und die unveräußerliche Domäne Gottes ist. Nur wer durch Glauben und Gnade Christi Leben teilt, ist Bürger dieses Reiches und hat nicht nur Anteil am Wohlgefallen Gottes an seinem eingeborenen Sohn, sondern auch an der Macht, die IHM auf Erden gegeben ist. Ohne diese Macht sind wir genauso machtlos wie die Kommunisten, die mit ihrem traurigen Experiment, das nun bereits 67 Jahre andauert, nur erreicht haben, daß sie eine Sammlung unterdrückter, unglücklicher und sich nach Freiheit sehnender Völker mit Gewalt im Zaum halten müssen. Es nützt also wenig, den unterentwickelten Völkern das Elend, in dem sie leben, bewußt zu machen, wenn ihnen nicht dazu die Kraft Christi vermittelt wird, um dieses Elend zu überwinden. Daher ist die Glaubens-

verkündigung – die geschmähte und im Stich gelassene Missionsarbeit – die erste und beste Entwicklungshilfe! Denn nur die Glaubensverkündigung führt zu Christus, der auch die modernen Sklaven mit seiner Macht und Herrlichkeit bekleiden will, damit es nicht Sklaven und Freie mehr gibt, sondern alle als Kinder Gottes in Christus eine Einheit bilden.

Wo der Herr in der Einheit seiner Glieder erkennbar wird, geschehen Wunder. Wo er in den Herzen der Unterentwickelten lebt, wird ihre Gemeinschaft menschenwürdiger. Denn er, der einst die Unkenntnis überwunden, die Kranken geheilt und die Brote vermehrt hat, setzt das authentische Werk der Entwicklungshilfe in allen fort, die ihm ihr Herz und ihre Seele, ihren Verstand und ihre Hände, ihre Liebe und ihr ganzes Leben zur Verfügung stellen.

Wenn wir von Liebe sprechen, dürfen wir nie vergessen, daß Gottesliebe und Nächstenliebe zusammengehören. „Wer die Güter der Welt besitzt und seinen Bruder Not leiden sieht und doch sein Herz vor ihm verschließt, wie kann in dem die Liebe Gottes wohnen?“ Es gibt keine Gottesliebe ohne Nächstenliebe. Wir müssen deshalb die Gewissensruhe der braven Bürger des Gottesreiches stören, die die Kirche wie einen Heilsstaat betrachten, in dem sie für die Rettung ihrer Seele leben können, ohne sich um andere zu kümmern. Wir müssen von ihnen fordern, ihre Gottesliebe unter Beweis zu stellen durch die Sorge für die Mitmenschen, in denen Gott verborgen ist.

Das bedeutet aber nicht, daß wir Gott nur im Nächsten begegnen. Und noch viel weniger, daß Christi Gebot „Den Herrn, deinen Gott, sollst du lieben mit deinem ganzen Herzen, mit deiner ganzen Seele und mit allen deinen Kräften“ keine direkte Antwort verlangt. Glauben, Vertrauen, Bejahung der göttlichen Gnade, Anbetung, Verherrlichung Gottes und Erfüllung seines Willens sind nicht überholt. „Nie darf die Gottesliebe, die unsere Antwort an Gott und auf sein Erscheinen in Christus ist, von der Nächstenliebe verdrängt werden. Denn so unmenschlich es ist, den Nächsten zu vergessen und die Liebe nur auf Gott zu beschränken, so ist es noch viel schlimmer, Gott für tot zu erklären, die Liebe zu ihm abzuschaffen, nur den Menschen zu lieben und ihn wie einen Gott zu behandeln. Das ist nicht Nächstenliebe, sondern Abgötterei“ (Dietrich von Hildebrand).

Die übernatürliche Nächstenliebe kann nur in der Liebe zu Gott und durch sie bestehen. Sie beruht auf dem Wort: „Was ihr einem meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“ Sie entlehnt ihre Kraft der Tatsache, daß Gottes Sohn, der in seiner heiligen Menschheit unendlich liebenswert ist, sich mit seinen geringsten Brüdern identifiziert. Sie sind liebenswert wie er selbst. Sie haben ein Recht auf die Liebe, die wir ihm schulden. Wer die Liebe zu Christus für überflüssig erachtet, zerstört den Grund, weshalb wir den Nächsten lieben sollen. Er setzt die Caritas mit all ihrer Heiligkeit herab zu einer humanitären Geste, wozu auch die Heiden instande sind.

Uns zwingt die Liebe Christi, Friedensbringer zu sein. Hat jeder von uns das Äußerste versucht, um den Frieden wiederherzustellen?

Die ganze Welt, auch die kommunistische, sehnt sich nach Gerechtigkeit und Frieden. Sie wird Christus gehören, wenn die Christenheit diese Ideale lebt und so die Sehnsucht der Völker erfüllt. Wir brauchen keine Anpassung an die moderne Welt, sondern Rückkehr zum Geist Christi. Dieser Geist Christi, der Geist der Heiligkeit, kann uns nur zuteil werden, wenn wir der hochmütigen Häresie des Hominismus, der Vermenschlichung des Göttlichen, abschwören und wenn wir demütig anerkennen, daß wir kleiner werden und er größer werden muß. Denn er allein ist der Heilige, er allein der Allerhöchste, Jesus Christus, dem alle Macht im Himmel und auf Erden gegeben ist.

P. Werenfried van Straaten

Aus dem Schlußwort zum 34. Kongreß „Kirche in Not“, 2. bis 5. August 1984

Für die Kirche am neuesten Zeiteufer

Ein Desiderat Pater Rahners und die Gründung Pater Kentenichs

Von Engelbert Monnerjahn

„Blühende Oasen schaffen“

Aus Anlaß seines 80. Geburtstages, nicht lange also vor seinem Tod am 30. März dieses Jahres, gab Pater Karl Rahner der Herder-Korrespondenz ein Interview, dessen Thematik der gegenwärtigen Lage der Kirche bei uns im alten Europa galt. Wie man es bei einem Theologen von seiner Denkkraft und Erfahrung erwarten konnte, waren und sind die Ausführungen, die Pater Rahner dabei machte, intensivster Beachtung wert.

Wir können und wollen hier nicht auf das ganze Interview eingehen, sondern greifen lediglich einen Punkt der Äußerungen Pater Rahners auf, einen Punkt allerdings, der vielleicht das Herzstück des Interviews war: Pater Rahners schon oft nachdrücklich vorgetragenen Vorschlag des Entwurfs einer gesamt-kirchlichen Seelsorgestrategie.

Auf die entsprechende Frage seines Gesprächspartners, des Chefredakteurs der Herder-Korrespondenz David A. Seeber, bestätigte Pater Rahner von neuem, wie dringlich ihm ein solcher Entwurf in der heutigen „vagen und diffusen“ Gesamtsituation der Kirche erscheine. Auf die weitere Frage Dr. Seebers benannte Pater Rahner zwei herausragende Elemente der von ihm anvisierten Gesamtkonzeption kirchlicher Seelsorge. Das eine Element ist das, was man als Pater Rahners „Oasenkonzeption“ bezeichnen kann; das andere die entschiedene Ausrichtung der Seelsorge auf die Zukunft. Beide Elemente gehören selbstverständlich zusammen. Zu seiner „Oasenkonzeption“ ist Pater Rahner nicht nur aus der Betrachtung der gegenwärtigen Lage, sondern auch und nicht zuletzt aus der Einschätzung der Zukunft gelangt. Hören wir einige seiner Äußerungen im Wortlaut!

„Ein ganz wichtiger Punkt ist für mich dabei meine alte Frage, ob die Kirche gut beraten ist, wenn sie das System flächendeckender Pfarreien immer noch aufrecht erhalten will oder ob es, so problematisch das Bild ist, nicht besser wäre, blühende Oasen zu schaffen, auch wenn dadurch menschlich, seelsorglich, ekklesiologisch gesehen viele und weite Wüstenzwischenräume bleiben.“ Auf einen Einwand Dr. Seebers fügte Pater Rahner hinzu: „Das Bild (von den Oasen. E. M.) mag mißverständlich sein. Aber es ist doch gescheiter, man benutzt eine unvermeidlicherweise sehr endliche Menge von Wasser, um eine

Oase irgendwo zu produzieren, als diese endliche Menge über das ganze Land zu gießen.“ Und etwas später rief Pater Rahner, wie das seine Art sein konnte, aus: „Schafft doch diese lebendigen, radikal zusammenhaltenden, die Gemeinden der Urkirche neu lebendig machenden Gemeinden, die ein besonderes Sendungsbewußtsein haben, die sich ganz anders empfinden als die übrige Welt.“ Von diesen Gemeinden, die nicht einfach Pfarreien im Sinne von Verwaltungseinheiten, sondern lebendige Gemeinschaften sein sollten, meinte Pater Rahner sich vorstellen zu können, daß sie zu einem neuen Anfang einer wieder flächendeckenden Kirche werden, daß es durch sie, durch den von ihnen radikal gelebten Glauben, in der Kirche nach der winterlichen Situation von heute wieder Frühling werden kann (Herder-Korrespondenz, April 1984, S. 165–171).

Oasen-Strategie Pater Kentenichs

Es ist schade, daß Pater Rahner im Laufe seines Lebens nicht die Gelegenheit fand, Pater Kentenich und seine Gründung, das Schönstattwerk, näher und vor allem von der Konzeption und vom Charisma Pater Kentenichs her kennenzulernen. Höchstwahrscheinlich wäre es ihm nicht schwer gefallen, am Schönstattwerk die von ihm angesprochenen Elemente einer ekklesialen Strategie wahrzunehmen, die der gegenwärtigen Situation in einer tiefen Weise gerecht zu werden sucht und zugleich in die Zukunft zielt. Pater Kentenich hat, das weiß jeder, der seine Gründung und ihre Geschichte einigermaßen kennt, die Oasen-Strategie Pater Rahners, längst bevor dieser sie formulierte, zu einem wesentlichen, leitenden Element seines Vorgehens gemacht. Dem muß man allerdings sofort hinzufügen, daß er dies in ganz und gar origineller Weise tat – vor allem, worauf hinzuweisen wichtig ist, nicht aus bloß menschlicher Planung, sondern aus charismatischer Berufung und Ausstattung und im Liebesbündnis mit der Gottesmutter als Expontentin der jenseitigen, göttlichen Welt.

Die erste „Oase“, die unter der Gründerwirksamkeit Pater Kentenichs entstand, ist das Gnadenheiligtum der Dreimal wunderbaren Mutter von Schönstatt mit dem ganzen dazugehörigen heiligen Bezirk, der inzwischen eines der größten religiösen Zentren der Kirche nicht nur in Deutschland geworden ist. Von dieser „Ur-Oase“ aus haben sich, in der Hauptsache nach dem Zweiten Weltkrieg, in Deutschland und darüber hinaus in zahlreichen Ländern und in allen Erdteilen weitere „Oasen“, Filialheiligtümer der Dreimal wunderbaren Mutter mit religiösen Bildungszentren, verbreitet. Inzwischen gibt es deren mehr als achtzig, die in lebendiger natürlich-übernatürlicher Kommunikation miteinander stehen. Dabei ist es nicht so, daß diese Oasen ihr Wasser für sich

behalten – so hatte ja auch Pater Rahner mit seiner Konzeption nicht verstanden werden wollen –, sondern es – und man kann sagen, in reichem Maße – an ihre Umgebung weitergeben.

Und diese Oasen-Strategie Pater Kentenichs war, wie Pater Rahner es sich bei seiner Konzeption wünschte, zugleich ganz auf die Zukunft ausgerichtet, und das u. a. in dem doppelten Sinne, daß (a) die schönstättischen Oasen womöglich das ganze christliche Erbe der Vergangenheit an die Zukunft vermitteln und (b) die Schönstatt-Gemeinschaften Modelle, oder sagen wir bescheidener: Modellversuche, möglicher christlicher Existenzformen in der Zukunft im voraus ausbilden sollten.

Das Übermorgen im Visier

Ein Schönstätter wird freilich ohne Zögern einräumen, daß diese Zukunftsgerichtetheit dem, der sich Schönstatt nähert, nicht ohne weiteres aufgeht. Sie springt einem nicht in die Augen, und sie soll und kann das, recht bedacht, wohl auch nicht.

So begann Schönstatt z. B. 1914 in der schon damals nicht eben modernen Organisationsform einer Marianischen Schüler- und Studentenkongregation, aus der es sich freilich, je mehr es in seine Eigenart hineinwuchs, schon nach fünf Jahren herausentwickelte. Das Schönstätter Gnadenbild, obwohl erst 1898 in Turin gemalt, ist dennoch kein Meisterwerk moderner Kunst. Und nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil kam Schönstatt eher in den Geruch des Konservativen, verglichen insbesondere mit den Kräften und Bewegungen in der Kirche, die ihre Ausrichtung auf die Zukunft mit einer manchmal gefährlichen Lockerung oder gar mit der Aufgabe auch nicht aufgebbarer Bindungen an die Vergangenheit zu bezahlen bereit waren.

Trotzdem ist es wahr: Pater Kentenich hat die Gründung und den Aufbau des Schönstattwerkes ständig mit Blick in die Zukunft vorgenommen. Bei aller Aufmerksamkeit für die Vorgänge der Gegenwart und bei aller Bemühung um die Meisterung der Probleme der Zeit, in der er lebte, ging es ihm zutiefst, nach seinen eigenen Worten, die nicht genug bedacht werden können, nicht um das Heute, nicht einmal um das Morgen, sondern um das Übermorgen. „Wir sind die Schneeglöckchen des 21. Jahrhunderts“, pflegte die Schönstatt-Mädchenjugend wenigstens in früheren Jahren gelegentlich zu sagen. Das entsprach vollkommen der Denkweise und den Absichten Pater Kentenichs. Es war im übrigen nicht zuletzt diese Ausrichtung auf die Zukunft, die Schönstatt jene Schwierigkeiten einbrachte, mit denen es Jahrzehnte hindurch überreichlich zu tun hatte. Diese Ausrichtung stand nicht bloß auf dem Papier, war nicht bloß ein Plan, sondern war in den Gemeinschaften des Schönstatt-

werkes, in ihrem Lebensstil, ihrer Frömmigkeit, ihrer Pädagogik, ihrem Apostolat – kurz: in ihrer ganzen gelebten Existenzform bereits eine spürbare, vorwärtsdrängende Wirklichkeit geworden. Deshalb konnten Kritik und Gegnerschaft nicht ausbleiben.

Unentbehrlich zum Verständnis

Der Zukunftsaspekt ist am Schönstattwerk so wichtig, daß man sagen darf: Wer Schönstatt nicht in dieser Perspektive sieht und zu sehen vermag, dem mangelt ein wesentlicher Maßstab, ein ausschlaggebendes Kriterium, um die Gründung Pater Kentenichs zu begreifen. Im Grunde ist es so, daß man das Schönstattwerk nach keiner Richtung hin verstehen kann, wenn der Zukunftsaspekt nicht jeweils mit in Anschlag gebracht wird: weder seine vielfältige Struktur, noch seine Betonung von Erziehung und Formung der freien christlichen Persönlichkeit, noch seine ausgeprägte Marienverehrung, noch seine Position innerhalb der Kirche, noch die Eigenart seiner Säkularinstitute. Und der Zukunftsaspekt bleibt vorerst noch auf lange Zeit wichtig. Nicht nur die jetzige Generation der Schönstattfamilie, sondern auch die nächste und wohl noch die übernächste werden ihren Blick mit Pater Kentenich entschieden in die Zukunft gerichtet halten müssen. Auch Einsatz und Wirksamkeit der verschiedenen Schönstattgemeinschaften und -gliederungen in der Gegenwart, wo immer in der Welt, lassen sich nur richtig ordnen, wenn man den Zukunftsaspekt Pater Kentenichs mit seiner Gründung unverkürzt und klar im Hinterkopf hat.

Vision gegen Vision

Besonders nachdrücklich thematisierte Pater Kentenich die Aufgabe Schönstatts für die Kirche der Zukunft in der Auseinandersetzung mit dem Dritten Reich, mit der Herrschaft und Weltanschauung des Nationalsozialismus. Die ersten Aussagen in dieser Hinsicht machte er bereits im Jahr der sogenannten „Machtergreifung“ 1933. Veranlaßt wurde er dazu durch eine doppelte Erfahrung: 1. durch die Gefährdung und Bedrückung der Kirche unter dem nationalsozialistischen Regime. Wer, wie er, an der Kirche hing und sich um die Kirche sorgte, mußte sich die Frage nach der Zukunft der Kirche wie auch nach der Möglichkeit und Form einer christlichen Existenz in der Zukunft stellen. 2. Propaganda und Schulung der Nazis verkündeten mit konzertiertem Einsatz aller Medien die Vision von einem künftigen tausendjährigen Reich, das ein Reich aus Blut und Boden, aus germanischer Weltanschauung sein sollte und damit ein Reich frei von Christus und Christentum. Was Pater

Kentenich später gegenüber der Zukunftsvision des Marxismus betonte: „Vision kann nur durch Vision überwunden werden“, das galt für ihn auch gegenüber dem Nationalsozialismus. Er erschloß den Gemeinschaften der Schönstattfamilie aus den konkreten Zeichen der Zeit den ihnen von Gott zgedachten Auftrag für die Zukunft.

Eine organisierte und organismierte Kirche

Ein erstes Beispiel, auf das wir zurückgreifen können, ist eine Tagung für die Führerinnen des Apostolischen Frauenbundes von Schönstatt nach Weihnachten 1933. In dieser Tagung ging es Pater Kentenich um Schulung für den Kirchenkampf. Bezeichnenderweise war es ihm bei dieser Schulung nicht um Taktik, sondern um Strategie zu tun, und zwar um langfristige Strategie. Er strebte zweierlei an: 1. tiefere Verwurzelung, unumstößliches Feststehen der Teilnehmerinnen im übernatürlichen Lebensgrund Schönstatts; 2. möglichst klare und überzeugende Orientierung über den Weg Schönstatts in die Zukunft.

Es war bei der Erörterung des Zukunftsweges Schönstatts, seiner Zukunftsaufgaben, daß Pater Kentenich auf den Beitrag Schönstatts für die Kirche der Zukunft zu sprechen kam.

Die entsprechenden Ausführungen in der vorhandenen Tagungsmitschrift sind allerdings ziemlich karg und knapp gehalten – vermutlich aus Sicherheitsgründen, als Vorsichtsmaßnahme gegenüber der Geheimen Staatspolizei und dem Sicherheitsdienst der SS. Doch lassen die Texte Ideen und Absichten Pater Kentenichs deutlich genug erkennen.

Pater Kentenich traf zunächst eine allgemeine, grundlegende Feststellung: „Wenn einmal die Zeit kommen sollte, wo alles zerschlagen ist, müssen wir dastehen. Wir müssen die Kirche hineinretten in andere Zeiten.“ Und weiter: Schönstatt muß „eine musterhafte Organisation, einen Idealstaat im Hintergrund“ aufbauen, es muß „eine organisierte und organismierte Kirche“ im kleinen darstellen. Wie aber kann das geschehen? „Die Zukunft der Kirche verlangt, daß wir unsere letzten Kräfte anstrengen, um etwas Tiefgreifendes, organisatorisch Wertvolles auf die Beine zu bringen. Wo stabile Zentren vorhanden sind, wird das katholische Leben gesichert sein.“

Mit seiner ersten Aussage: „Wenn einmal die Zeit kommen sollte, wo alles zerschlagen ist“, kennzeichnete Pater Kentenich die damalige Situation. Obwohl die Hitler-Regierung am 20. Juli 1933 mit dem Heiligen Stuhl ein Konkordat geschlossen und darin eine Garantie für den Bestand der zahlreichen katholischen Vereine und Verbände gegeben hatte, glaubte Pater Kente-

nich voraussehen zu können, daß der totalitäre Staat – eben aus seinem Totalitätsanspruch heraus – in nicht allzu ferner Zeit sich um die betreffenden Abmachungen nicht mehr kümmern werde. Wenn also die bewährten Vereine und Verbände, die seit der Mitte des 19. Jahrhunderts bedeutende Stützen des katholischen Lebens in Deutschland gewesen waren, aufgelöst, „zerschlagen“ sein werden, dann „müssen wir dastehen“. Pater Kentenich zielt darauf hin, der Kirche in Schönstatt und seinen Gliederungen einen Ersatz für die verbotenen Vereine und Verbände anzubieten. Dabei geht es um nichts weniger, als „die Kirche hineinzuretten in andere Zeiten“. Das bedeutet: Schönstatt muß so strukturiert sein, daß es, anders als die aus früherer Zeit stammenden Vereine und Verbände, von den kirchenfeindlichen Maßnahmen einer modernen Diktatur nicht getroffen und lahmgelegt werden kann, sondern im Gegenteil katholisches christliches Leben in einem Maße ermöglicht, daß die Kirche mit voller Lebenskraft in die heraufziehende neue Epoche der Geschichte eintreten kann.

Daraus ergibt sich für Pater Kentenich die Folgerung: „im Hintergrund“ eine „musterhafte Organisation“, „einen Idealstaat“ aufzubauen; aus Schönstatt eine „organisierte und organisierte Kirche“ im kleinen zu machen. Organisation allein, so notwendig sie bis zu einem gewissen Grade ist, genügt nicht. Alles Organisierte und Organisatorische muß soviel wie möglich „organisiert“, von innen belebt, beseelt, muß Organismus sein. Jene Organisation muß gerade in den neuen Verhältnissen als die beste gelten, die zugleich in möglichst hohem Maße Organismus ist. Das war eine der Grundüberzeugungen Pater Kentenichs. Eine Organisation, zumal im kirchlichen Raum, die nicht durch und durch „organisiert“ ist, kann ihre Aufgabe nicht erfüllen und wird auf die Dauer ihren Zusammenbruch erleben.

Von dieser „musterhaften Organisation“, diesem „Idealstaat im Hintergrund“, dieser Kirche im kleinen, die nicht nur „organisiert“, sondern vor allem „organisiert“ ist, machte Pater Kentenich 1933 ein Element namhaft: „stabile Zentren“. „Wo stabile Zentren vorhanden sind, wird das katholische Leben gesichert sein.“ Das war die „Oasen-Konzeption“ Pater Kentenichs.

Damit man sie richtig versteht, muß man sich allerdings drei Punkte vergegenwärtigen:

1. „Zentrum“ und „stabile Zentren“ bedeutete für Pater Kentenich nicht etwas von Menschen, auch nicht von der kirchlichen Autorität, künstlich Gemachtes und Festgelegtes. Pater Kentenich meinte mit „Zentrum“ einen Gnadenort, einen Ort, „wo der Himmel die Erde berührt“. Ein „Zentrum“ in seinem Verständnis geht auf Gott zurück, ist ein Ort göttlicher Wahl und Wirksamkeit bzw. ein Ort der Wahl und Wirksamkeit Mariens, die Gott zum

bevorzugten Werkzeug bei der Durchführung seiner Heilspläne berufen hat.

2. Nicht umsonst gebrauchte Pater Kentenich den Ausdruck „Zentrum“. Ein solcher Gnadenort muß ein Mittelpunkt sein, er soll ein Umfeld, einen Umkreis haben, in den hinein er ausstrahlt, den er mit christlichen Lebenskräften erfüllt, dessen anziehende, maßgebliche Mitte, einer Art heimlicher Hauptstadt er ist.

3. Pater Kentenich dachte, wenn er im Plural von „stabilen Zentren“ sprach, an ein ganzes Netz von solchen Gnadenorten und Mittelpunkten, die miteinander in lebendiger Verbindung stehen sollten. Er war überzeugt: Je dichter das Netz dieser „stabilen Zentren“ – stabil vor allem, weil sie auf Gott und die Gottesmutter gegründet sind –, dieser Gnadenorte ist, desto besser wird das katholische Leben, selbst in einem antichristlichen Staat mit seinen Machtmitteln, gesichert sein.

Was Pater Kentenich auf diese Weise Ende Dezember 1933 als Zukunftskonzeption entwickelte, das suchte er 1934 unter der Losung vom „Schönstätter Marianischen Volksjahr“ wenigstens in Anfängen zu verwirklichen. Damals wurden erste kleine Schönstattzentren in nicht wenigen Gegenden Deutschlands, zum Teil auch bereits im Ausland, begründet. Schönstattpriester und Schönstatt-Laiengruppen suchten in vielfältigem Apostolat alte marianische Gnadenstätten zu neuem Leben zu erwecken und im Sinne Pater Kentenichs zu „stabilen Zentren“ christlich-kirchlichen Lebens für ihre Umgebung zu machen.

Eine Realisierung in größeren Ausmaßen indes setzte mitten im Zweiten Weltkrieg ein, als 1943 in Uruguay das erste originalgetreue Filialheiligtum der Dreimal wunderbaren Mutter von Schönstatt errichtet wurde. In den mehr als vierzig Jahren seither ist die Zahl dieser Heiligtümer in der ganzen Welt auf über achtzig gewachsen. Rechnet man ihnen die ungezählten Schönstattheiligtümer in den Häusern und Wohnungen von Schönstattfamilien, in Wohnblocks, Schulen, Arbeitsstätten usw. hinzu, so kann man mit Recht von einem Netz von Heiligtümern sprechen, das sich gemäß der Zukunftskonzeption Pater Kentenichs über weite Teile der Erde ausgebreitet hat.

Aus letzten Prinzipien

Von der Zukunftsaufgabe seiner Gründung sprach Pater Kentenich ebenso auf den verschiedenen Veranstaltungen zur Führerschulung im Laufe des Jahres 1934. Bekannt ist die Tagung für Seelsorger und Pädagogen „Marianische Erziehung“. Das Anliegen dieser Tagung war die Erneuerung des Glaubens, die Verlebendigung des Glaubens in der Masse des christlichen Volkes, die Schaffung einer katholischen Glaubensbewegung, wie Pater Kentenich sich

ausdrückte, als Antwort auf die Glaubensbewegung, die der Nationalsozialismus im Sinne seiner Weltanschauung zu schaffen versuchte. Pater Kentenichs grundlegende These lautete: *Eine erleuchtete Marienverehrung ist das große, brauchbare und bewährte Mittel, um eine tiefgehende und umfassende katholische Glaubensbewegung zu schaffen, die sowohl den Glaubenskampf der Gegenwart besteht als auch der Kirche die Zukunft gewinnt.*

An der Tagung ist eigener Beachtung wert, daß Pater Kentenich den Glaubenskampf mit dem nationalsozialistischen System nicht isoliert für sich sah, sondern als Teil und Moment eines größeren Prozesses, in den die Kirche unserer Tage nicht nur in Deutschland, sondern in der Welt überhaupt hineingezogen ist. Für die Kirche war, unabhängig vom Nationalsozialismus, die Zeit eines allgemeinen „Entformungs- und Umformungsprozesses“ gekommen, und diesen Prozeß darf die Kirche nicht nur passiv über sich ergehen lassen, sie muß ihn selber aktiv mitvollziehen, ihn selbst in die Hand nehmen. Mit Ignaz Zangerle, dem Innsbrucker katholischen Volksbildner, charakterisierte Pater Kentenich diesen die ganze Kirche mehr und mehr ergreifenden Prozeß mit den Stichworten „*Enteuropäisierung, Entmaterialisierung, Entpolitisierung, Entterritorialisierung*“ (vgl. E. Monnerjahn, Häftling Nr. 29392, 3. Aufl., 1975, S. 32). Besondere Bedeutung kommt der *Enteuropäisierung* und der *Entterritorialisierung* zu. Die Kirche verliert mehr und mehr ihre europäisch-abendländische Prägung, sie wird Weltkirche. Sie verliert gleichzeitig die letzten noch geschlossenen katholischen Gebiete und wird weltweit Diasporakirche. In dieser Perspektive sah Pater Kentenich das Schönstattwerk und seine Aufgabe. Schönstatt ist auch dazu ins Dasein getreten, um der Kirche bei diesem Entformungs- und Umformungsprozeß, dem Abstreifen zeitgebundener überlebter Formen und der Entwicklung neuer, der Zukunft gemäßer Formen einen Dienst zu erweisen. Darum sagte Pater Kentenich auf der marianisch-pädagogischen Tagung 1934: „Wir müssen die Fähigkeit haben, im Hintergrund aus . . . letzten Prinzipien heraus eine neue Welt zu schaffen, so daß wir für den Fall, daß die vorletzten Dinge . . . zerschlagen werden, aus letzten Dingen wieder eine neue Welt schaffen und neue Formen in Vorbereitung haben. Ohne Formen geht es nicht. Es fragt sich nur: Welche Formen dürfen zerschlagen werden, und wie kommen aus den Urprinzipien, aus den letzten Triebkräften neue Formen?“

Man merkt diesem Text an: Hier spricht der Metaphysiker, der die Dinge mit Tiefblick und mit dem nötigen Unterscheidungsvermögen betrachtet. Zugleich aber zeigt Pater Kentenich sich als Praktiker, als Mann des Lebens und Lebensgestalter. So hat er Schönstatt von Anfang an zu bauen versucht: aus letzten Dingen, letzten Prinzipien, Urprinzipien. Darum galt bei ihm zuallererst das Gesetz des Seins, die Seinsordnung, natürlich und übernatürlich

gesehen. Darum beobachtete und analysierte er auf das sorgfältigste die Zeit und die Bewegungen der Zeit. Darum auch hatte die Kirche als authentische Interpretin der göttlichen Offenbarung bei ihm solches Gewicht. Darum ging er in der Entwicklung seiner Gründung behutsam und langsam, d. h. immer in Abstimmung mit den Gesetzen organischen Wachstums voran. Darum mied er mit Klugheit und Entschiedenheit den Markt der Öffentlichkeit, hielt sich im Hintergrund, erbaute sein Werk unter dem Schutzmantel der Gottesmutter. Immer leitete ihn der Gedanke, in Schönstatt und durch Schönstatt Formen, Lebensformen vorzubereiten, die eines Tages der Kirche zugute kommen würden.

Kirche als Vaterhaus

Da die Ausrichtung auf die Kirche der Zukunft, „am neuesten Zeiteufer“, wie Pater Kentenich nach dem zweiten Weltkrieg zu sagen pflegte, für Existenz und Eigenart Schönstatts grundlegend ist, fehlt der Hinweis auf sie nicht in den bedeutenderen Dokumenten jener Jahre. So findet er sich in der zweiten Gründungsurkunde vom 18. Oktober 1939. Schon gleich am Anfang heißt es dort: „Unsere Gedanken und Empfindungen fliegen zurück in die Vergangenheit. Alte Erinnerungen an gnadenvolle Ereignisse und Erlebnisse werden in uns wach. Gar zu gerne möchten wir uns durch sie die Zukunftsaufgaben unserer Familie zeigen lassen. Wir fühlen ja alle, daß wir vor einer großen Weltkatastrophe und Zeitenwende stehen. Und wieder und wieder wird in uns die Frage lebendig: Ist das die Zeit, für die die göttliche Vorsehung die Arche unserer Familie gezimmert? Oder muß die Flut noch größer und verheerender werden?“

Längere Ausführungen zu unserem Thema enthält der Exerzitienkursus „Der Marianische Priester“, den Pater Kentenich unmittelbar vor seiner Einkerkierung durch die Gestapo am 20. September 1941 gab. Die Zukunftskonzeption wird darin auf die kurze Formel von der zu *antizipierenden Idealkirche* gebracht. „Wir müssen dafür sorgen, daß wir in der Kirche eine antizipierende Idealkirche darstellen.“ Oder noch kürzer: „Unsere heutige Aufgabe ist es, Idealkirche darzustellen.“

Obwohl damals, 1941, der Kirchenkampf des Dritten Reiches, vor allem der Kampf gegen die Orden, auf dem Höhepunkt angelangt war – in den Sommer 1941 fielen auch die berühmten Predigten Bischof Galens in Münster –, dachte Pater Kentenich nicht nur an Verteidigung. Die Stunde der Prüfung veranlaßte ihn, mehr noch als sonst nach den Absichten Gottes zu fragen und mutige Schritte in Richtung auf die Kirche der Zukunft zu tun. Dabei verwundert es den Kenner der Denk- und Führungsweise Pater Kentenichs nicht, wenn er

die Aufgabe, antizipierende Idealkirche zu werden, eng mit Maria und Marienverehrung verbunden sah. „Die Idealkirche schaffen wir am besten durch eine elementare Marienverehrung. Die Verehrung der Gottesmutter gibt dem Glauben und damit der Kirche die heute so oft mangelnde Triebkraft, zugleich aber auch das Feine, den Duft, das Aroma.“

Pater Kentenich stellt sich in dem Exerzitienkursus auch dem Einwand, den man natürlich gegen eine solche Konzeption erheben kann und auch später gegenüber der Oasen-Strategie Pater Rahners gemacht hat: Bedeutet die Ausrichtung der Kräfte auf die Schaffung einer die Zukunft antizipierenden Idealkirche nicht falsche Elitebildung und esoterische Distanzierung von der konkreten Kirche mit ihrer Not im Hier und Heute? Und führt die Losung von der Idealkirche im kleinen wirklich zur Lösung der die Kirche bedrängenden, ihr aufgegebenen Probleme? Zur Antwort wies Pater Kentenich auf die Geltung des Gesetzes vom „ausgezeichneten Fall“. Was einmal der ganzen Kirche zuteil werden, was in der ganzen Kirche Wirklichkeit werden soll, das muß zunächst im kleinen Kreis erprobt werden. Erst wenn die Dinge sich im kleinen Kreis bewährt haben, ist man berechtigt, die gemachten Erfahrungen in den größeren Raum der Kirche hineinzutragen. Pater Kentenich sagte deshalb 1941: „Sich um die Bildung einer Idealkirche mühen, bedeutet nicht nur, eine kleine Elite im Sinn haben und die Abseitsstehenden und von der Kirche Abgefallenen vergessen, im Gegenteil . . . Die beste Sorge für die Abgefallenen, für die Abseitsstehenden ist die Bildung der Idealkirche . . . Dadurch helfen wir mit, der Kirche wieder den Charakter des Vaterhauses zu geben, von dem man sich angezogen und in dem man sich heimisch fühlt . . .“

An dieser Aussage Pater Kentenichs ist ohne Zweifel besonders bemerkenswert, daß Bemühung um eine antizipierende Idealkirche für ihn heißt „*der Kirche wieder den Charakter des Vaterhauses zu geben*“. Da Pater Kentenich für die Kirche der Zukunft *die Familie der Kinder Gottes* als Leitbild betrachtete, war es für ihn selbstverständlich, die Kirche als Vaterhaus zu sehen: als Haus des himmlischen Vaters, des Vaters unseres Herrn Jesus Christus, von dem alle Vaterschaft im Himmel und auf Erden stammt, dessen Vaterschaft aber auch in jeder kirchlichen Autorität, vom Papst über den Bischof bis zum Priester, eine lebendige Repräsentation erfahren muß.

„Arche“ und „fliegende Insel“

In den Zusammenhang der Konzeption Pater Kentenichs von Schönstatt als Versuch, die Kirche der Zukunft modellhaft zu antizipieren, gehören auch die von ihm gebrauchten Bilder von der „Arche“ und der „fliegenden Insel“.

Von Schönstatt als Arche sprach z. B. in dem Text, den wir aus der zweiten Gründungsurkunde zitiert haben: „Ist das die Zeit, für die die göttliche Vorsehung die Arche unserer Familie gezimmert?“ Bekannt ist in der Schönstattfamilie auch die Stelle in dem Brief Pater Kentenichs an die priesterlichen Mitarbeiter zum Jahreswechsel 1941/42, den er im Gefängnis schrieb: „Am Horizont zeigen sich – langsam deutlich erkennbar – die großen Strukturlinien einer neuen Weltordnung; eine alte Welt ist am Verbrennen . . . Währenddessen stehen die Millionen aus jetzigen und kommenden Geschlechtern vor uns, *die die Hände nach unserer Arche austrecken*, die sie über die große Flut hinein- und hinüberretten soll an himmlische Gestade . . .“ Dreizehn Jahre später, 1954, griff Pater Kentenich wieder zu dem Bild von der Arche, um Schönstatt mit seiner Sendung zu verdeutlichen: „Schönstatt (ist) von Anfang an ein legitimes Kind der neuesten Zeitepoche und ist es ständig geblieben. Es ist ihr aus dem Gesicht geschnitten, es ist in ihr und mit ihr und für sie geworden und gewachsen. Es hat ganz eindeutig die Sendung, sie tiefgreifend zu formen und zu gestalten und von ihr geformt und gestaltet zu werden. Es wird von ihren hochgehenden Wassern und Wogen getragen, bisweilen machtvoll hin- und hergeschleudert, bestimmt aber auch mit kühnem Griff kraftvoll und dauernd ihren Lauf. Als lebendiges Glied der Weltkirche faßt es sich selbst wie eine Arche auf, die in der Sintflut der heutigen Zeit zielstrebig zum neuesten Zeiteufer hinsteuert und mit weit ausholendem Griff dorthin mitnimmt, was sich ihm vertrauensvoll anschließt und sich in sein Liebesbündnis einführen und hineinbeziehen läßt, um daraus zu leben, zu leiden, zu streiten und dafür zu siegen“ (REGNUM 2/1970, S. 87).

Von Schönstatt als „fliegender Insel“ sprach Pater Kentenich u. a. in den beiden Briefen zur Oktoberwoche 1948 und 1949. Was er mit „fliegender Insel“ sagen wollte, umschreibt er im Brief zur Oktoberwoche 1949 so: „Eine Erneuerungsbewegung dieser Art (wie Schönstatt) kommt nicht daran vorbei, sich in einer bis ins Mark erschütterten und angekränkelten Zeit weiteste Strecken ihres Weges bewußt in Gegensatz zu setzen zu ihrer Umgebung. Wohl oder übel muß sie sich als fliegende Insel oder als fliegende Einsiedelei fühlen und geben und bei allem Geöffnetsein der kirchlichen Autorität gegenüber sich sorgfältig abriegeln gegen fremden und feindlichen Einfluß. Äußere Mauern – sie mögen noch so hoch und dicht sein – reichen zu diesem Zwecke nicht aus. Ohne tiefe geistige Immunisierung von Gemeinschaft und Individuum ist das Ziel schlechthin unerreichbar. Mehr noch, jede Verbindung mit Zeitströmungen, die nicht in gleicher Weise den Geist der Ganzheit erstreben, ist von Übel, ist unnötige Zeit- und Kraftverschwendung und trägt den Keim des Unterganges oder der Verwilderung in sich“ (Oktoberbrief 1949, Schönstatt-Verlag 1970, S. 64).

Unerläßlich für die Realisierung Schönstatts als fliegender Insel ist nach dem

Brief zur Oktoberwoche 1948 die Betonung und Pflege des inneren geistlichen Bindungsorganismus und der seelischen Gebundenheit an die eigene Gemeinschaft. „Je weniger äußere Mauern und pflichtmäßig geforderte, wenn auch beseelte Formen vorhanden sind, um so stärker muß die Klausur des Herzens, desto unzerreißbarer die Bindung an das gemeinsame Ideal, an Gott, Gottes Werk und Gemeinschaft sein. Körperschaften, die als fliegende Inseln mitten in der Welt leben, mit ihr verkehren und sich ihr aus apostolischem Geist anpassen müssen, stehen und fallen mit diesem Bindungsorganismus . . .“ (Brief zum 18. Oktober 1948, Manuskriptdruck, S. 17.)

In dem gleichen Brief heißt es etwas später: „Wie aber soll das große Werk gelingen, wenn es nicht erst im kleinen in Angriff genommen wird? . . . Alle anderen Mittel werden schwerlich verfangen. Am wenigsten dürfte in jetziger Situation suggestive Beredtsamkeit und Beeinflussung der großen Massen zum Ziele führen . . . Danach dürfte es schwerlich als Überheblichkeit aufgefaßt werden, wenn wir Schönstatt zu einem Idealstaat, zu einem Gottesstaat machen möchten“ (a. a. O., S. 26 f.).

Pater Kentenich konnte und wollte diese Zukunftsstrategie für sein Werk nicht proklamieren, ohne zugleich zu sehen und herauszustellen, daß dem Wohle der Kirche selbstverständlich noch mehr gedient wäre, wenn andere Teil- und Gliedgemeinschaften der Kirche sie ihrerseits sich zu eigen machen könnten. Darum fuhr er nach dem angeführten Text fort: „Es ist selbstverständlich, daß solche Formulierungen nicht exklusiv, sondern nur affirmativ zu deuten sind. Früher oder später müssen schier alle Gemeinschaften in einem solchen Ideal ihre ganze Größe sehen und suchen.“ „Jede bereits bestehende Körperschaft christlicher Prägung“ muß sich bemühen, „ein Idealreich, einen Idealstaat, einen Gottesstaat darzustellen“. Denn „sind die kleinen Zellen gesund, angefangen von der natürlichen Familie bis zu den größeren religiösen Gemeinschaften, so darf man auf Gesundung des Gesamtorganismus rechnen“ (a. a. O.).

Weltweites marianisches Vaterreich

Schließlich hat Pater Kentenich seine Zukunftskonzeption mit Schönstatt in zwei Vorträgen der Oktoberwoche 1967 noch einmal aufgegriffen. Allein schon die Tatsache, daß er sich diesem Thema ein knappes Jahr vor seinem Tode in solcher Ausführlichkeit zuwandte, verdient alle Aufmerksamkeit. Wer den Text liest, nimmt bald wahr, welches Feuer die Sache nach wie vor in ihm entfachte. Nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil konnte das gar nicht anders sein. Unter dem Eindruck des Konzils war in manchen Bereichen des Schönstattwerkes die Frage aufgekommen – und durch die Abwesenheit Pater

Kentenichs von seiner Gründung während der Jahre von 1951 bis 1965 war das noch gefördert worden –, ob Schönstatt angesichts der beschleunigten Entwicklung der Kirche, die sich mit dem Konzil vollzogen hatte, nicht bereits ins Hintertreffen geraten sei.

Pater Kentenich hatte den Verlauf des Konzils im fernen Milwaukee sehr aufmerksam verfolgt und dabei durchaus wahrgenommen, welche Aufbrüche in Richtung auf die Zukunft sich auf dem Konzil ereignet hatten. Er wies darauf auf der Oktoberwoche 1967 (8. Vortrag) besonders auf die Pastoralkonstitution „Gaudium et spes“ („Schema 13“) hin. Sie stellt für ihn so etwas wie „die große Zukunftsvision“ dar, die die Kirche sich selbst auf dem Konzil gegeben hat. „Die Konstitution ist an sich die Magna Charta der Überwindung des kollektivistischen, des technischen Menschen.“ „Wenn das geschieht, was dort angegeben ist, ist die menschliche Natur und die menschliche Gesellschaft gerettet.“

Aber gerade in der Kirche, die sich mit dem Konzil bewußt auf den Weg in die Zukunft gemacht hat, ist Schönstatt mit seiner Sendung gefordert. Darum stellt Pater Kentenich auf der Oktoberwoche 1967 nachdrücklich heraus, Schönstatt habe die Aufgabe, eine „universelle praktische Antizipation der Kirche am neuen Ufer“ herauszubilden. Tatsächlich darf Schönstatt sich mit seiner inzwischen mehr als fünfzigjährigen Geschichte als eine solche praktische Antizipation betrachten. „Gaudium et spes“ ist demgegenüber erst eine Proklamation, eine Ankündigung und eine Weichenstellung. Und zu Schönstatt als „universelle Antizipation“ sagt Pater Kentenich auf der Oktoberwoche 1967: „Wir wollen . . . nicht nur benediktinischen Geist, wir wollen nicht nur jesuitischen Geist, nicht nur benediktinische Innerlichkeit, nicht nur jesuitische Tatkraft, sondern wir wollen das Erbe aller Gemeinschaften, die sich in den vergangenen Jahrhunderten der Kirchengeschichte bewährt haben, antreten und schöpferisch alles zusammenfassen.“

Es ist hier nicht der Platz, alles, was Pater Kentenich auf der Oktoberwoche 1967 zur Zukunftsvision und Zukunftsfunktion Schönstatts in der nachkonziliaren Kirche sagte, zu rekapitulieren. Erwähnen wir jedoch die Bezeichnung, die 1967 die Schönstätter Zukunftsvision für Pater Kentenich bündig zum Ausdruck brachte: „Weltweites marianisches Vaterreich.“ Der Kenner nimmt wahr, was alles darin enthalten ist. Wir erinnern uns z. B., daß Pater Kentenich 1941 die Kirche der Zukunft als Vaterhaus charakterisiert hatte. „Weltweites marianisches Vaterreich“ deckt sich als Gesamtvorstellung der Schönstätter Zukunftskonzeption mit einer anderen symbolischen Zusammenschau, die seit 1941/42 immer weitere Kreise in der Schönstattfamilie erfaßte, mit dem „Mariengarten“.

Seinsreichtum und Seinsmächtigkeit

Schließen wir unsere Darlegungen ab. Es dürfte deutlich genug geworden sein, wie fundamental für das Verständnis und das Leben des Schönstattwerkes seine Ausrichtung auf die Zukunft ist. Pater Kentenich hat darüber, vor allem im Vergleich mit anderen Themen, nicht zu häufig, aber doch oft genug und vor allem mit der nötigen Dringlichkeit gesprochen. Woran er allezeit nachdrücklich interessiert war, was er als das Entscheidende im Blick auf die Schaffung der Zukunftskirche ansah, das war das Sein: Seinsaufbau, Seinsreichtum, Seinslebendigkeit, Seinsmächtigkeit. Was Pater Friedrich Muckermann, der große Kämpfer gegen die nationalsozialistische Diktatur, schon 1922 bemerkt hatte: daß der Apostolische Bund von Schönstatt an innerer Kraftspeicherung jede andere zur damaligen Zeit in Deutschland bestehende katholische Bewegung übertreffe, das freute ihn, daran lag ihm (vgl. E. Monnerjahn, *Ein Leben für die Kirche*, 2. Aufl., 1979, S. 115). Darum tut die Schönstattfamilie gut daran, angestoßen von dem Interview Pater Rahners, sich von neuem entschlossen die Zukunftskonzeption Pater Kentenichs zu eigen zu machen und aus dieser Grundeinstellung heraus ihren weiteren Weg zu bestimmen.

Das Testament Christi (Joh 19,25-27)

Von Benito Schneider

1

Die Vollendung des Heilswerkes Christi wird man im Sterben des Herrn am Kreuze zu sehen haben. „Wie Mose in der Wüste die Schlange erhöht hat, so muß auch der Menschensohn erhöht werden . . . Denn so sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn dahingab . . .“ (Joh 3,14 und 16). Der Menschensohn wurde am Kreuze erhöht, um so Erlösung zu bewirken für die Menschen. „Wenn ihr den Menschensohn erhöht habt, werdet ihr erkennen, daß ich es bin, und daß ich nichts aus mir selbst tue, daß ich vielmehr so rede, wie der Vater mich gelehrt hat“ (Jo 8,28). Wieder also die „Erhöhung“ Christi in dem doppelstimmigen Verstehen des hl. Johannes. „Ich aber werde, wenn ich von der Erde erhöht sein werde, alle an mich ziehen“ (Jo 12,32). Vom Tode zum Leben übergehen ist der eigentliche entscheidende Vorgang im erlösten Menschen. „Wer mein Wort hört und dem glaubt, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht ins Gericht, sondern ist vom Tode zum Leben übergegangen“ (Jo 5,24).

Es ist wichtig zu verstehen, daß Johannes tatsächlich im Kreuzestode Christi den Höhepunkt des Erlösungswerkes gesehen hat. Paulus sieht das nicht anders, wenn er seine reiche Kreuzestheologie entwickelt, die den Nerv seines ganzen Denkens ausmacht.

2

Wenn nun aber die „marianische“ Szene beim Kreuz Christi nach Johannes 19,25-27 als „Testament“ des Herrn zu verstehen ist, so muß man sich zuerst etwas besser hineindenken in die Eigenart des Johannesevangeliums. Man bedenke, daß Johannes sein Evangelium sehr spät und als Letzter der vier Evangelisten herausgebracht hat. Das ist in den 90er Jahren geschehen, wobei es durchaus möglich oder gar wahrscheinlich sein mag, daß er viel früher schon Einzelheiten gesammelt, geordnet und zusammengestellt haben wird. Johannes schreibt an die Gemeinden in Kleinasien, die nach dem Tode des hl. Paulus im Jahre 67 von Ephesus aus sein Arbeitsfeld darstellten. Nachdem die anderen drei Evangelisten ein mehr historisches Evangelium geschrieben hatten, legte Johannes alles darauf an, bei aller geschichtlichen Genauigkeit ein „pneumatisches“ Evangelium zu verfassen. Dabei kam es ihm besonders

darauf an, Christus als Gottessohn, als gottmenschliches Wesen, als Erlöser der Welt zu zeichnen. Trotzdem ist Johannes sehr genau in seinen konkreten Angaben über Orte, Umstände und Personen. Er kennt genau die Verhältnisse in Palästina, in Jerusalem, am See Genezareth, in Bethanien. Johannes war durch Veranlagung und Gnadenführung ein besinnlicher Typ, ein tiefsinnig begabter Mann. Petrus war dagegen ein Mann der unmittelbaren Tat und Begeisterungsfähigkeit, was natürlich auch seine Kehrseite hatte – wie wir alle gerade im Falle des Petrus wissen.

Da Johannes sehr alt geworden ist und wahrscheinlich auch jünger als Jesus war, hatte er im vorgerückten Alter auch eine bessere Übersicht über die Entwicklungen der jungen Kirche, und so konnte er jene Aspekte hervorheben und vertiefen, die ihm besonders am Herzen lagen, nachdem das Christentum längst über Palästina hinaus in die römisch-hellenistische Kulturwelt vorgestoßen war. Johannes schreibt also sein Evangelium als Bischof von Ephesus in Kleinasien. Er will eine umfassende Zusammenschau seiner Kenntnisse zu dem Thema Jesus und seinem Heilswerke anbieten. Und hier fließt nun auch seine eigene Deutung als Frucht vieler und langjähriger Betrachtungen über seinen Stoff mit ein. Dabei ist es unverkennbar, daß ihm die Göttlichkeit Christi besonderes Anliegen war. Er knüpft gleich zu Beginn an einen Begriff an, der damals bekannter war als heute, nämlich den des „Logos“. Ursprünglich entstammt dieser Begriff platonischer Gedankenwelt und bedeutet soviel wie Wort oder Rede, mit dessen Hilfe der Mensch sich über die sinnhaften Dinge der Erde erheben konnte. Später traten stoische Elemente dazu, und dann verstand man unter „Logos“ die Kraft der Vernunft. Durch den Juden Philo in Alexandrien wurde der „Logos“ personal gefaßt, aber Gott unterworfen. So wie im Alten Testament der Ausdruck „Wort“ Gottes personalisiert verstanden wurde, gab nun Johannes dem Begriff „Logos“ eine sehr eindeutige personale Sinnbestimmung, die aber zugleich dem Gottesbilde angenähert war. Diesen „Logos“ stellt Johannes an den Anfang seines Evangeliums. Davon wollen wir zunächst sprechen.

3

Schon der Beginn seines Evangeliums geht von dem jenseitigen Dasein des „Logos“ aus, der in der Zeit Mensch geworden ist in Jesus Christus, den er, Johannes, bezeugen will, den er aber zugleich als Gott bekennt. Dem hl. Johannes steht der historische Jesus von Nazareth sehr lebendig vor Augen, aber immer schimmert auch die Göttlichkeit des Herrn durch, immer offenbart sich Jesus als Herr über Leben und Tod, als vom Vater gesandter Sohn und Messias.

Johannes muß wohl jahrelang die Reden des Herrn aus der Erinnerung

zusammengestellt haben; denn sie sind oft sehr lang. Und doch bezeugt er immer wieder, daß er die Wahrheit sagt, daß er also nur wiedergibt, was er gesehen oder gehört hat. Zugleich ist alles durch einen langen Prozeß der persönlichen Meditation gegangen, so daß Christus in seiner überirdischen Hintergründigkeit vor unserem Geiste ersteht. Der Christus des vierten Evangeliums ist der konkret in bestimmten Umständen unter den Menschen erschienene himmlische „Pantokrator“ (Allherrscher), wie ihn die griechische Liturgie noch heute feiert und wie ihn auch Johannes als Bischof von Ephesus bei seinen liturgischen Festen gefeiert hat mit dem Volk:

„Im Anfang war der Logos (das ist das Wort) und der Logos war bei Gott, und der Logos war selbst Gott. Dieser war im Anfang bei Gott. Durch ihn ist alles geworden und ohne ihn war nichts von dem, was geworden ist . . . Und der Logos ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt. Und wir haben seine Herrlichkeit geschaut, die Herrlichkeit des Eingeborenen vom Vater, voll der Gnade und Wahrheit. Johannes (der Täufer) gibt Zeugnis von ihm und bekennt: „Dieser ist es, von dem ich gesagt habe: der nach mir kommt, ist mir voraus; denn er war eher als ich. Aus seiner Fülle haben wir alle empfangen Gnade um Gnade. Durch Mose ward das Gesetz gegeben, durch Jesus Christus kam Gnade und Wahrheit.“ (Jo 1,1-16) Also mitten in diesen hintergründigen Aussagen zum präexistenten Logos fallen die Worte: „Und das Wort – also der Logos – ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt, und wir haben seine Herrlichkeit geschaut, die Herrlichkeit des Eingeborenen vom Vater, voll Gnade und Wahrheit“ (Joh 1,14). Alles, was Johannes in seinem Evangelium berichtet an Tatsachen und Ereignissen, hat er selbst miterlebt, aber zugleich macht er eine pneumatische und hintergründige Realität offenbar, von der er etwa 60 Jahre nach dem Tode Christi Zeugnis ablegen will. Offenbar will er die Überlegenheit einer höheren Realität vorstellen gegenüber falschen religiösen Vorstellungen über Christus, über dessen Heilsmysterien und -lehren.

4

Nur wer den Charakter des Johannesevangeliums als Offenbarwerden der Gottheit Jesu Christi im Fleische und darum in konkreten Situationen und Lebensumständen versteht, wird auch das Testament Christi mit der Szene am Kreuze, in der Maria und der Evangelist selbst eine besondere Rolle spielen, aus dem richtigen Zusammenhang heraus aufnehmen. Dazu ist es aber notwendig, Maria selbst schon in ihrer Zuordnung zu Christus in dessen Geburt, oder umgekehrt Christus in seiner Wesensbeziehung zu Maria, in den Blick zu nehmen. Der berühmte Akathistos-Hymnus der griechischen Kirche, der das marianische Denken der alten Väter aufgefangen hat, ist etwa im 6. und 7.

Jahrhundert entstanden. Er sieht in Maria die Heilsgestalt, in der sich das menschlich und natürlich Entgegengesetzte zur Einheit und Identität gefunden hat. Das vollzieht sich nach dem Denken der Väter so sehr in und durch Maria, daß sie von ihnen ebenso besungen wird wie Christus selbst. Schon im zweiten Jahrhundert setzte die Reflexion ein über die Mariengestalt an der Seite Christi. Bei Justin, dem Philosophen und Märtyrer, und bei Irenäus, dem Bischof von Lyon, liegen schon sehr deutliche und eindringliche Überlegungen vor über Maria, die sie zur unveräußerlichen Heilsgestalt an der Seite Christi werden lassen. Und dies nicht, weil Justin und Irenäus das so wollen, sondern weil die von Matthäus und Lukas und Johannes berichteten Ereignisse dazu zwingen. In Maria werden die Gegensätze Gottheit und Menschheit, Allmacht und Ohnmacht, Himmlisches und Irdisches, Gnade und Mitwirkung mit ihr zur Harmonie gebracht. In Akathistos-Hymnus werden alle erdenklichen Paradoxien und Gegensätze aufgeführt, die durch Maria zur Einheit geführt werden. In der Strophe 23 heißt es denn auch: „Sei begrüßt, Unversöhnliches hast du versöhnt“. Man könnte auch übersetzen: „Unüberbrückbares hast du zu Einheit vereinigt“. So kommt es, daß der Akathistos-Hymnus Maria selbst zum Gegenstand hoher und höchster Verehrung macht.

Die Person Maria wird Gegenstand des Kultes, und dieser Kult wird später von der Kirche „Hyperdulie“ genannt werden gegenüber der einfachen Heiligenverehrung. Die alte Kirche sah Maria sehr verflochten mit dem Geheimnis Christi und seiner Menschwerdung. Darum machte sie sie auch zum Kultgegenstand. In Maria verehrt sie das Zusammenfallen vieler sich in ihr auflösender Gegensätze, in denen aber hingeründig immer die gottmenschliche Person Christi mitgemeint war. Die Gottesgebäerin, die große Frau, die Braut Christi leuchtet überall auf im Beten, im Singen und in der Bewunderung der alten Kirche. Im Akathistos-Hymnus ist Christus ebenso gegenwärtig wie Maria, und immer wenn Maria besungen wird, wird das Geheimnis Christi tiefer erschlossen und dem gläubigen Gemüte nahegebracht:

„Sei begrüßt, Raum Gottes, den der Raum nicht zu fassen vermag;
sei begrüßt, Zugang zum unverfügbaren Geheimnis.
Sei begrüßt, den Ungläubigen ein widersprüchiges Gerücht;
sei begrüßt, den Gläubigen ein unwidersprochenes Rühmen.“

Oder wir lesen:

„Sei begrüßt, denn die gelehrten Streiter schwindelte;
sei begrüßt, denn die Mythendichter schwanden dahin.
Sei begrüßt, spitzfindige Denkgeflechte hast du zerrissen;
sei begrüßt, gefüllt hast du die Netze der Fischer.“

Und im unmittelbaren Anschluß an die gerade zitierte Strophe:

„Sei begrüßt, aus unbekanntem Abgrund hast du uns herausgeführt;
sei begrüßt, bereichert hast du viele an Erkenntnis.
Sei begrüßt, du rettendes Schiff derer, die erstreben das Heil;
sei begrüßt, du Hafen derer, die das Leben erfahren.“

Der volle Attributenaustausch (*Communicatio idiomatum*), der hier vorliegt, hat seinen Grund in der Überzeugung der alten Kirche, daß Christus und Maria immer zusammengehören, eine moralische Einheit bilden. Der Akathistos-Hymnus kennt weder einen „Christomonismus“ noch einen „Mariomonismus“. Er erlebt Christus und Maria nach Art ineinanderfließender Fäden eines wundervoll gefertigten Teppichs, in dem Göttliches und Menschliches miteinander verwoben ist, wobei Christus nicht zum reinen Menschen erniedrigt wird, aber Maria auch nicht zu einer „Göttin“ verfälscht ist.

Das ganze Johannesevangelium ist Ausdruck der wunderbaren Erhebung des Menschlich-Irdischen in die Sphäre Gottes, aber auch der Herabneigung des Göttlich-Himmlichen in den Bereich des Irdischen. Auf der Hochzeit zu Kana, also da, wo nach Johannes Christus sein öffentliches Leben beginnt, wird auch zugleich Maria erwähnt: „Die Mutter Jesu war dabei“ (Jo 2,1). Als nun aber Maria den Herrn darauf aufmerksam macht, daß die Brautleute in Verlegenheit sind, weil der Wein ausgegangen war, redet Christus Maria mit „Frau“ an. Der Heiland wehrt ab, weil seine Stunde noch nicht gekommen ist. Er geht also hoheitsvoll auf Distanz, und Maria wird dabei zur „Frau“ erklärt. Aber Maria gibt an die Diener die Weisung: „Alles was er euch sagt, tut!“ Es ist typisch für das Johannesevangelium, daß es mit konkreten alltäglichen Begebenheiten zugleich einen hintersinnigen Zusammenhang aufdecken will. Der Heiland wirkt nämlich doch sein Wunder und wandelt das Wasser in Wein. „Er offenbarte dadurch seine Herrlichkeit und seine Jünger glaubten an ihn“, fügt Johannes bei. Die „Offenbarung der Herrlichkeit“ steht schon programmatisch im ersten Kapitel des Johannesevangeliums. Bei der Hochzeit zu Kana wird sie erneut erkennbar. Dabei wird Maria von Christus auf die Ebene seiner gottmenschlichen Sendung gehoben. Darum ist sie nicht mehr einfach seine Mutter, sondern die offizielle Gehilfin und Gefährtin des Herrn.

5

Erst jetzt können wir uns unmittelbarer der Szene am Kreuze zuwenden. Das öffentliche Leben, ja das ganze Leben Christi auf Erden strebt einem letzten Höhepunkt entgegen. In der äußersten menschlichen Niederlage und Verachtung des Herrn vollzieht sich der höchste und endgültige Triumph über Tod und Sünde. Die schärfste Paradoxie steht sich also wieder gegenüber: Tod und

Leben, wie Finsternis und Licht – ein bei Johannes beliebtes Gegensatzpaar. Nach Johannes nimmt nun Maria und er selbst beim Kreuze Christi eine besondere Stellung ein. Der Blick des Herrn fällt auf den Lieblingsjünger: „Als Jesus seine Mutter und den Jünger, den er liebte, dastehen sah, sprach er zu seiner Mutter: Frau, sieh da, dein Sohn“. Wiederum redet der Herr Maria als Frau an. Da Jesus sein Werk vollendet und von dieser Welt scheidet, um zum Vater zurückzukehren, von dem er ausgegangen ist, also da, wo er „erhöht“ wird – am Kreuz wie geistig –, da wo der Übergang aus dem Leben geheimnisvolle Realität wird, da verpflanzt der Gekreuzigte Mariens Mutterschaft und überträgt sie auf den Lieblingsjünger Johannes: „Frau, siehe, das ist dein Sohn; siehe das ist deine Mutter“. Die bisher dem Fleische und dem Geiste nach Mutter Jesu war, wird jetzt dem Geiste nach Mutter des Lieblingsjüngers – und dieser ist von allen anderen Jüngern Jesu zu dieser Stunde der Einzige, den er ansprechen kann. Das hat fast mit den gleichen Worten schon der evangelische Theologe U. Wickert so ausgesagt. Er fügt dann an: „Der zum Heil der Welt vom Vater hingegebene Sohn (3,16) nimmt mit der Mutter eine Standortvertauschung vor. In dem Augenblick, da er alles vollbringt (19,28), versetzt der sterbende Christus die irdische Mutter des fleischgewordenen Logos in den pneumatischen, eschatologischen Status der Mutter des durchs Kreuz geretteten Jüngers.“ (in: W. Beinert: „Maria – eine ökumenische Herausforderung“, 1984, S. 49). Johannes stellt ja schon am Anfang seines Evangeliums Christus vor als den „Logos“, der Mensch geworden ist. Am Kreuze verfügt er nun in seiner gottmenschlichen Hoheit, daß seine leibliche Mutter von nun an die Mutter des Lieblingsjüngers sein soll, der aber seinerseits hineingenommen erscheint in den hintergründigen Heilsvorgang auf seinem absoluten Höhepunkt. Hier redet Christus Maria wieder als „Frau“ an, während Johannes selbst durch das ganze Evangelium hindurch nur in der dritten Person auftritt, den „er liebte“. Und dieser selbe Jünger, den „er liebte“, schreibt später auf der Insel Patmos die Geheime Offenbarung und spricht dann wieder von einer „Frau“, die jetzt als Bild der Kirche auftritt und hineinverwickelt ist in die hintergründigen Kämpfe zwischen Gott und dem Satan. Daß diese Frau sowohl Maria ist, als auch als Bild der Kirche von Johannes verstanden wird, ist allgemeine Auffassung der Exegeten. Diese Frau ist „umkleidet mit der Sonne“, hat den „Mond unter ihren Füßen“ und trägt auf dem Haupte einen „Kranz mit zwölf Sternen“. So lesen wir das im 12. Kapitel der Geheimen Offenbarung. Auch hier erscheint Maria eingegangen in den Gesamtzusammenhang der Heilsmysterien. Darum nennt sie Kardinal Josef Ratzinger „nexus mysteriorum“, also Zusammenhang und Zusammenhalt der Glaubensgeheimnisse (in: „Maria – Kirche im Ursprung“, 1980). U. Wickert schreibt: „Die alte Kirche hat an Maria das alles partikular Entgegengesetzte übergreifend Vermittelnde erkannt, und dieser ihrer Eigenschaft wäre heute in geschichtlichem Kontext aufs neue nachzugehen. Es könnte ja sein, daß in

Maria die kreatürlich-heilsgeschichtliche *coincidentia oppositorum* (Einheit in den Gegensätzen) gegeben wäre: jene Instanz, die uns die Möglichkeit bietet, das in seine Antithesen Zersprengte am Ende doch als gegenstrebige Einheit zu denken“ (a. a. O., S. 50).

Wenn man das alles nicht nur theoretisch sehen will, sondern im Leben auch nachvollzieht, dann werden auch die Begriffe „Fürsprache“, „Mittlerin“ und „Miterlöserin“ ganz selbstverständlich bejaht und angenommen – was aber heute bei vielen nicht der Fall ist. Hier aber setzt die marianische Sendung Schönstatts ein und will konsequent durchgeführt werden.

Will man das Testament Jesu bei oder nach Johannes 19,25-27 recht verstehen, so muß man natürlich auch alles mitbedenken, was vor Johannes Matthäus und Lukas schon über Maria geschrieben hatten. Und wir haben auch zurückgegriffen auf das marianische Denken der alten Kirche, vor allem so wie es im Akathistos-Hymnus festgehalten worden ist.

Will man nun alles in unsere moderne Welt- und Kirchensituation wirken lassen, dann ergäbe sich zu allererst, daß Marienverehrung nicht nur und einseitig theoretisch und „*ratione objecti*“ gesehen werden darf, sondern auch und in besonderer Weise als subjektive Marienliebe und -verehrung zur Anwendung gebracht werden müßte. Es ergeht der Imperativ zur organisch verstandenen, umfassenden marianischen Erziehung. Was objektiv ist, sollte auch dem Leben und der Erziehung nach zu Geist, zu Liebe und Hingabe gestaltet werden. Das wäre die marianisch-pastorale Sendung der Kirche. Zweitens müßte dann bei vielen Geistern aber eine Wende um 180 % vollzogen werden und einsetzen: weg vom ewigen einseitigen Theologisieren und Rationalisieren hin zu lebendiger Liebe und frommgläubigem Streben und marianischem Handeln. Es ist das, was wir in Schönstatt auch Liebeshingabe, -preisgabe, -weitergabe und -ansprüche nennen. Nur tiefer marianischer Geist macht empfänglicher für alles Göttliche und Übernatürliche. Drittens werden wir dem testamentarischen Willen Christi wohl nur gerecht, wenn wir alle Fragen auch konkret in ihrem marianischen Bezug vortragen lassen. Würde das in Ehefragen, in sozialen Fragen, in Fragen von Erziehung und Alltagsbewältigung wirklich konsequent durchgeführt, dann würde unser Christentum wieder mehr als Leben, als Liebe, als Geist, als Kindesgesinnung vor Gott erlebt, und auf diese Weise kämen wir fort von einem Christentum der reinen Theorien, der leeren Formeln, der unwahrhaftigen Phrasen. Wir kämen wieder zum Glauben, der in der Liebe lebendig wird (*fides caritate formata*). Und was wäre dann der ausgesprochene marianische Mensch, wie er P. Kentenich immer vorschwebt. Nur der marianische Mensch entspricht dem Charakter Mariens als „*nexus mysteriorum*“. Was Josef Ratzinger „*nexus mysteriorum*“ genannt hat, bezeichnet P. Kentenich im Anschluß an P. E.

Zeitler mit dem Ausdruck von der „marianischen Modalität der Heilsordnung“.

Wer diese in sich nicht nachbilden will, der verfehlt den Willen Christi. Das Testament Christi ist also eine Herausforderung an die Kirche unserer Zeit. P. Kentenich ist mit seiner Gründung Wegbereiter und Pionier dieses Denkens geworden. Und durch das weitreichende und tiefe marianische Denken von Papst Johannes Paul II. fühlen wir uns in unserer Denkweise bestätigt. Aber hier liegt auch die große pastoral-pädagogische Sendung und Aufgabe vor uns.

„Mit Petrus die Fundamente der Kirche stärken“

Ansprache bei der Meßfeier der Schönstattfamilien im Petersdom am 26. April
1984

Von Kardinal Opilio Rossi

Die christliche Kunst aus der Frühzeit der Kirche pflegte in Eheringen Christus inmitten der Eheleute darzustellen. Die Eheleute sollten ständig daran erinnert werden, daß er, der Herr, der immer anwesende Dritte in ihrem Bund ist.

Kaum eine andere Zeit im Kirchenjahr ist wie diese nachösterlichen Tage dazu geeignet, uns diese tiefe Glaubenswahrheit in Erinnerung zu rufen. Wie heute berichten die Evangelien fast Tag für Tag wie der Herr immer wieder sichtbar „mitten unter“ seinen Jüngern steht, da sie wehmütig seine Leiden und seinen Tod betrachten. Er gibt sich ihnen zu „erkennen“, wenn sie das unergründliche Geheimnis seines Todes zu deuten versuchen. „Am Brotbrechen“ zeigt er ihnen, wer er ist, wenn sie ihn für einen Fremden halten, dem die letzten Ereignisse im Leben ihrer Stadt nicht bekannt sind. „Friede sei mit Euch“, ruft er ihnen zu, wenn sie Erinnerungen austauschen und verzagt der Zukunft entgegenschauen. Ein anderes Mal erschließt er ihnen die Schrift, zeigt er ihnen die Erfüllung seiner Verheißungen auf und sendet sie als seine Zeugen.

Wie schon Tausende von Gläubigen es gerade im Heiligen Jahr der Erlösung schon getan haben, wollen auch Sie ihren Glauben an die von Christus gestiftete Kirche bezeugen. Sie möchten an den Gräbern der Apostel Ihre Treue zu Petrus, dem der Auferstandene die Sorge für die anderen Jünger anvertraut hat, bekunden. Aber für Sie, liebe Familien, haben dieses Glaubensbekenntnis und die Treuebezeugung noch einen besonderen Sinn.

Der Empfang des Ehesakramentes, die Gegenwart des Herrn in der Mitte Ihres Ehebundes, zieht Sie tief in das Geheimnis der Kirche und des Heiles hinein. In seiner unergründlichen Güte und Weisheit hat Gott Ihnen eine besondere Verantwortung für das Wachstum des mystischen Leibes seines Sohnes auf Erden anvertraut. Sie sind es, die in Ihren Kindern der Kirche neue Glieder schenken. Sie sind es, die in Ihren Familien den Glauben vermitteln und in die Zukunft der Menschheitsgeschichte hineintragen.

So darf Ihr Kommen nach Rom sicher als ein Zeichen Ihres Willens gedeutet

werden, „mit Petrus“ die Fundamente der Kirche zu stärken und wahren.

Am Ostersonntag hat der Heilige Vater in seiner Botschaft zum Abschluß des Heiligen Jahres an die Menschheit einen flehentlichen Appell gerichtet, dem Erlöser die Tore der Welt zu öffnen und sich dem Heilsangebot Gottes nicht zu verschließen. Niemand besser als Sie, liebe Familien, kennt das unermessliche Leid, die Spannungen und Gegensätze, die der Heilige Vater uns so drastisch vor Augen geführt hat. So kann auch niemand besser als Sie seine dringende Bitte verstehen und aufnehmen, Gott in unserer Welt, in unserer Zivilisation und in unserer Epoche wieder einen Platz einräumen zu helfen.

Es ist sicher kein Zufall, daß der Heilige Vater kurz zuvor und gerade im Zusammenhang mit dem Jubiläum der Familien die Welt dem Unbefleckten Herzen Mariens geweiht hat. Ihr, der Mutter der Kirche, hat er das kommende Jahrtausend anvertrauen wollen. Und er tat es zusammen mit vielen Familien, in denen sich das Leben formt, das die Zukunft der Welt gestalten wird.

Im Licht dieser jüngsten Ereignisse, deren Bedeutung wir sicher noch nicht voll ermessen können, wird Ihre Romwallfahrt für Sie und alle anderen Schönstattfamilien, die Sie hier vertreten, zu einem besonderen Ruf Gottes. Sie wird zu einer tiefen Gnadenbegegnung mit dem Mysterium der Kirche, wie es sich hier und heute offenbart.

Ihr Gründer, Pater Kentenich, wollte Sie ja dazu ausrüsten und vorbereiten, gerade in dieser Welt, die er oft als „heidnische Welt“ bezeichnete, lebendige Zellen des Glaubens zu schaffen. Er hat Sie gelehrt, Ihre Familie als Hauskirche zu gestalten und hat in Ihnen eine tiefe Verantwortung für die Zukunft der Kirche und Welt geweckt. Seine Überzeugung war es, daß allein unter dem Schutz und der Führung der Mutter der Kirche Familie im wahrsten Sinn des Wortes werden und wachsen kann.

Oft schon, liebe Schönstattfamilien, haben Sie zum Ausdruck gebracht, wie sehr das Denken Ihres Gründers, Pater Kentenich, mit der Lehre des Heiligen Vaters über Ehe und Familie übereinstimmt. Darum drängt es Sie, dem Heiligen Vater zu danken für seinen Einsatz für die Erneuerung der Familie, der gerade in seinem Schreiben „Familiaris Consortio“ zum Ausdruck kommt. Danken wollen Sie ihm durch Treue zu seiner Lehre und durch Gebet und Einsatz für seine Person.

Der welt- und geistesgeschichtliche Kontext, in dem Sie diese Begegnung mit „Petrus“ vollziehen, gibt Ihrem Versprechen der Treue eine weltumspannende Zukunftsdimension. Aber gerade weil Ihre Treue zur Kirche, zur Lehre des

Heiligen Vaters und zu den Idealen Ihres Gründers mitentscheidend ist für Kirche und Menschheit der Zukunft, muß sie bis in die letzten Konsequenzen durchgetragen werden.

Lassen Sie mich hier in Erinnerung rufen, was der Heilige Vater selbst in seiner Ansprache am 1. März 1984 gesagt hat: „Diese Treue muß oft mit einem hohen Preis bezahlt werden. Man wird oft verlacht, des Unverständnisses und der Härte beschuldigt und noch schlimmerer Dinge. Dies ist das Los jedes Zeugen der Wahrheit, wie wir wohl wissen“.

Aber in dem Maße, als Sie dem Dritten in Ihrem Ehebund Raum geben, werden Sie Zeugen dieser seiner Wahrheit sein können. Lassen Sie ihn sichtbar werden, als Mitte Ihrer Ehe und Eckstein ihrer Hauskirche. Lassen Sie ihn erkennbar werden, allen, die in Ihr Haus kommen: am „Brechen des Brotes“, das er selber Ihnen zum Leben gereicht hat, das Sie Ihren Kindern weiterreichen und stets neu bereiten müssen. Vergessen Sie es nie und erinnern Sie sich gegenseitig daran, daß er stets „mitten unter“ Ihnen ist. Nehmen Sie seinen Frieden auf, bekennen Sie Ihren Glauben an seine Verheißungen und lassen Sie sich immer wieder senden als seine Zeugen. In dieser Kraft und in diesem Glauben können sie mutig und hoffnungsfroh der kommenden Zeit entgegengehen.

Wie der Heilige Vater, wie Ihr Gründer es getan, setzen Sie Ihre Hoffnung auf Maria, unter deren mütterlichem Schutz allein wir eine bessere und menschliche Zukunft und Welt bauen helfen können.

„Der Schatz in Schönstats Friedensau“

Quellen und Quellgrund des Gründungsaktes vom 18. 10. 1914

Von Pater Joseph Kantenich

Alles, was in Schönstatt je geworden ist, verdankt dem Liebesbündnis und dem frommen Glauben daran sein Entstehen, und nichts von dem, was dort entstanden ist, ist unabhängig davon ins Leben getreten. Das gilt von allem, ohne jegliche Ausnahme. Es gilt von den geistigen Strömungen und Organisationsformen; es gilt von den Elementen unseres inneren und äußeren Lebensstiles und bewährten Brauchtums; es gilt von der originellen Geistigkeit in der Form der Werktags-, Werkzeugs- und Bündnisfrömmigkeit; es gilt endlich von den einzelnen Einrichtungen und Unternehmungen, mag es sich dabei um Gebäulichkeiten oder um Arbeitskreise oder um Arbeitsgebiete handeln.

Damit berühren wir eine Wahrheit, die in uns fast wie ein Familiendogma und ein Familiengeheimnis lebt und wirkt, an dem wir nicht rütteln und nicht deuteln lassen. Es ist ewig alt und ewig neu. Die Seele wird nicht müde, sich immer wieder damit zu beschäftigen und es auszukosten. Das geschieht besonders dann, wenn äußere Verhältnisse uns nachdrücklich darauf hinweisen, sei es, daß wir nach vorhergehender ernster Entscheidung vor einer Weihe oder vor einem größeren äußeren Unternehmen stehen, sei es, daß man uns angreift oder außergewöhnliche Forderungen an uns stellt. Niemand kann Schönstatt verstehen, dem dieses „Dogma“ und „Geheimnis“ unbekannt ist. Und wer uns vernichten will, braucht uns nur hier tödlich zu treffen . . . Nimm dem Baum die Wurzel: er muß früher oder später eingehen. Mag sein Stamm auch noch so groß und mögen seine Äste auch noch so zahlreich und vielgestaltig sein. Beides mag als Holz für wertvolle Zwecke verwendbar sein, aber der Baum ist tot und bleibt tot; er wächst nicht mehr in die Höhe, in die Länge und in die Breite, er bringt keine Früchte mehr.

Denke, wenn Du willst, in dem Zusammenhang an unser Organisationsnetz, wenn ihm der Lebensquell genommen ist. Der Sturm mag das Dach eines vielstöckigen Hauses hinwegfegen, er mag Fenster klirrend zerbrechen und Mauern dröhnend umwerfen: der Schaden läßt sich verhältnismäßig leicht wieder gutmachen. Stürzt aber das Fundament zusammen, so ist der Bau, er mag nach außen noch so prächtig ausgesehen haben, unrettbar verloren.

Was die Wurzel für den Baum, was das Fundament für das Haus, das ist dieses

besondere Liebesbündnis für unsere Familie. Es steht am Anfange, es steht in der Mitte, und es steht am Ende der Familiengeschichte. Alles, was echt schönstättisch ist, trägt es unverlierbar und unauslöschlich im Herzen und an der Stirn.

Vom 18. Oktober 1914 ab wirkt es, wie Du weißt, bis 1919 als heiße Sehnsucht mit wundersam schöpferischer Kraft. Von da ab geht es in die Geschichte als wachsende Großmacht ein, die mit unwiderstehlicher Gewalt in die Länge und Breite, in die Höhe und Tiefe drängt und keine Ruhe hat, bis sie alle Kreise und Klassen erfaßt hat.

Anfangs wirkt es wie ein unscheinbares „Gnadenbrunnlein“, das sich aber mit der Zeit zu einem Gnadenstrom entwickelt, der machtvoll durch die Lande rauscht und rechts und links an seinen Ufern herrliche Gärten und prachtvolle Bauwerke hervorzaubert. Stauwerke und Dämme, welcher Art sie auch seien und von welcher Seite sie auch immer errichtet sein mögen, können vorübergehend den Strom zwar eindämmen, er läßt sich aber nicht lange zurückhalten. Eines Tages durchbricht er Stauwerk und Dämme und ergießt sich mit erhöhter Macht in die Ebene.

Das Bild vom Brunnlein und Strom, von Stauwerk und Dämmen, erinnert mich an ein Ereignis, das vor Jahren in Böhmen geschehen ist. Der Bericht lautet so: In Pribram in Böhmen brauchte man vor Jahren für die Anlage eines Silberbergwerkes Wasser. Da man solches in der Nähe nicht genügend hatte, baute man hoch im Brydywald einen riesigen Teich, der das Bergwasser sammeln und es dann ins Tal senden sollte. Von drei Seiten war der Teich durch Berge eingefaßt, nur von der einen von einem Damm, der einige Klafter hoch und breit war. Die Arbeit verschlang riesige Summen. Das Volk nennt bis heute den Teich Milliarden-teich. Als man den Riesendamm baute, traf man an einer Stelle auf eine kleine Quelle. Man wurde auf ihre Gefährlichkeit aufmerksam gemacht, aber schließlich entschied man sich, daß bei einem so riesigen Drucke des Erdwalles eine so kleine Quelle nicht zu fürchten sei. Ruhig verschüttete man sie, statt sie abzuleiten. Jahre vergingen. Der Teich war immer voll Wasser. An die Quelle erinnerte sich schon längst niemand mehr. Allein, die verborgene Quelle arbeitete unterdessen still auch unter der Schwere des Erdwalles. Sie war nicht müßig, sie suchte einen Weg ans Licht.

Und in einer schrecklichen Nacht hat sie ihn gefunden. Nur daß sie ihn nicht allein und als schwache Quelle gefunden hat. Sie durchbrach den durch jahrelange Arbeit untergrabenen Damm, verband sich mit dem mächtigen Wasser des Teiches und schon überraschte sie mit einer Riesenflut die völlig ahnungslosen Bewohner des Pribramtales. Da flüchteten sich die Leute auf die

Bäume und einige bezahlten die Katastrophe mit ihrem Leben. So erzählt das Volk. Soweit der Bericht.

Jeder Vergleich hinkt. Das gilt in diesem Fall doppelt und dreifach. Ich unterscheide Gleichheits- und Gegensatzmomente. In dem Ereignisse überwiegen die Gegensatzmomente in reichem Maße. Gleichheit besteht jedoch in der Quelle in beiden Fällen. Siehe bitte darinnen – freilich in eminent positiver Bedeutung und Fruchtbarkeit – zunächst ein Symbol für Schönstatt in seiner ersten Etappe von 1914 bis 1918.

Unbeachtet und ohne großen Namen lag Schönstatt an der Heerstraße des Lebens. Ebenso wenig und noch viel weniger achtete man damals auf den Gnadenquell, obwohl er, wie sich nachträglich feststellen ließ, nach göttlicher Planung, wenn auch spärlich, aus dem Heiligtum sickerte. Nur Eingeweihte – und deren gab es nur wenige – wußten darum. Die breitere Öffentlichkeit nahm keine Notiz davon. Das geschah nicht einmal im Studienheim in gebührender Weise. Der Quell quoll weiter und weiter, wurde größer und größer, vereinigte sich mit dem Strom, der aus Pallottis opferreichem Leben und Wirken vor vielen Jahrzehnten entsprungen war. Beide flossen in ein gemeinsames Strombett. Sie durchzogen Länder und Meere und wurden Träger einer großen Erneuerungsbewegung, die zum Unterschied von der Quelle in Böhmen ein großer Segens- und Lebensquell für ungezählt viele Menschen geworden ist, bis er die Blicke weitester Kreise auf sich zog und nunmehr eine geschichtlich bedeutsame Probe auf die Göttlichkeit seines Ursprunges mit seiner Sendung bestehen darf, um sodann ungehindert die Lande allerorten durchbrausen zu können . . .

Unser frommes Glaubensauge bleibt vor allem an der Gründungsurkunde vom 18. Oktober 1914 haften. Genauer gesagt: an dem Liebesbündnis, das damals zwischen Himmel und Erde, zwischen der lieben Gottesmutter und Schönstatt als Ort und Familie geschlossen worden ist. Erwinnere Dich daran, daß alle Weihnen, die im Laufe von vierzig Jahren in unseren Reihen getätigt wurden, ein nachträgliches Hineinbezogenwerden in das damals geschlossene Bündnis oder seine Erweiterung und Wiederholung sind. Es ist darum nicht von ungefähr, daß das Heiligtum mit seinem Liebesbündnis, mit seinem Gnaden- und Lebensstrom der „Schatz in Schönstatts Friedensau“, bergende Heimat und zentraler Mittelpunkt für das Schönstattreich, den Gottesstaat, geworden ist, „der gleicht der ewigen Sionsstadt,/in der die Liebe triumphieret / und Recht und Wahrheit stets regieret“. Das Heimatlied wird nicht müde, diese beglückende Tatsache zu besingen . . .

In allen Situationen besinnen wir uns zurück auf das Liebesbündnis: „Sie

haben einen Bund mit dir geschlossen, / mög fest er bleiben, wie aus Erz
gegossen. / Dann weiß ich sie in sichrer, treuer Hut / und fürchte nicht der
Sintflut wilde Wut. / Du wirst sie alle siegreich heimwärts bringen / zum Vater,
daß dem Lamm sie Lieder singen. / Ich glaube fest, daß nie zugrunde geht, /
wer treu zu seinem Liebesbündnis steht.“ . . .

Wenn ich auf die Gründungsurkunde einen Augenblick eingehen darf, so muß
ich Dich bitten, einen doppelten Gesichtspunkt zu unterscheiden. Sie kann,
wie dir bekannt ist, als Bitte und als Weihe aufgefaßt werden. In beiden Fällen
trägt sie die Prägung eines Liebesbündnisses deutlich an der Stirn.

Nach den Worten des Heilandes ist jede Bitte, die an Gott gerichtet ist, ein
Bündnis. Lasse nur einmal die Mahnung des Herrn auf dich wirken, dann wird
das überaus einsichtig. Der Heiland fordert auf: Bittet, und ihr werdet
empfangen; suchet, und ihr werdet finden; klopft an, und es wird euch
aufgetan. Alles, um was ihr den Vater in meinem Namen bittet, wird er euch
geben.

Schon allein die äußere Form dieser Worte hat den Charakter eines Bündnis-
ses. Es fällt wahrhaftig nicht schwer, den Text zulesen: *Wenn* du bittest, *wenn*
du suchst, *wenn* du anklopfst, *dann* werde ich dich erhören, *dann* werde ich
dich finden lassen, *dann* werde ich dir öffnen. Klarer kann der Bündnischarak-
ter nicht ausgedrückt werden – Ein Gleiches gilt von der Weihe an die
Gottesmutter. Von jeher wurde sie in der Marianischen Kongregation als
gegenseitiges Liebesbündnis gewertet. So wird denn der Gottesmutter in der
Gründungsurkunde das Wort in den Mund gelegt: *Ego diligentes me diligo.*
Zeigt mir erst, daß ihr mich wirklich liebt, *dann* will ich . . . Wiederum: der
Bündnischarakter ist einwandfrei klar.

Die spezifische Originalität wird jedoch durch den Inhalt des Bündnisses
bestimmt. Um ihn zu verstehen oder, besser gesagt, um zu erfassen, wie es
dazu im einzelnen gekommen ist, muß man seine Geschichte kennen. Hier gilt
das alte Wort: Wenn ich weiß, wie etwas geworden ist, so weiß ich auch, was
es ist.

Drei Quellen sind es, aus denen die Gründungsurkunde ihr Wasser geschöpft
hat. Alle drei verdanken ihren Ursprung dem praktischen Vorsehungsglauben
oder dem Gesetze der geöffneten Türe. Genauer gesagt: Alle drei weisen
deutlich auf eine unschwer erkennbare göttliche Planung hin.

Die *erste* Quelle ist die kurzfristige Geschichte unserer Marianischen Studen-
tenkongregation. Sie existierte damals nicht einmal zwei Jahre. Die Quelle

kann allerdings nur von dem richtig verstanden und gedeutet werden, der sie vorsehungsgläubig betrachtet. Lies bitte die Gründungsurkunde, dann weißt Du sofort, was gemeint ist. Dort heißt es: „Wer die Vergangenheit unserer Kongregation kennt, dem wird es nicht schwer zu glauben, daß die göttliche Vorsehung noch etwas Besonderes mit ihr vor hat.“

Unterstreiche bitte die beiden Worte „göttliche Vorsehung“ und „etwas Besonderes“. Schließe daraus, daß es also Gott ist, der zunächst spricht und nicht der Mensch. Anders ausgedrückt: Gott steht als der *Gott des Lebens* am Anfang der Schönstattgeschichte und nicht der Mensch mit seinen ichbetonten Hoffnungen, mit seinen kleinlichen Erwartungen und betörten Wünschen. Es ist nicht überflüssig, das zu betonen. Gott ist es auch, der nicht mit einer alltäglichen, sondern mit einer speziellen, mit einer ganz besonderen Planung auftritt. Mit Recht sprechen wir deswegen in unserem Falle von einer *Providentia specialis*, ja *specialissima*. Vergleiche bitte damit die in der Familie lebende Überzeugung von ihrer *besonderen* Sendung.

Damals war die besondere Absicht Gottes noch in dichtes Dunkel gehüllt. Das Dunkel lichtete sich auf demselben Wege: auf dem Vorsehungswege. Es geschah durch die Deutung der Entstehungsgeschichte des großen Wallfahrtsortes Pompei in Italien und des mir gewordenen offiziellen Erziehungsauftrages als Spiritual. Beide Quellen sind Dir bekannt. Ich kann mich deswegen kurz fassen.

Die *Vorsehung* war es, die mir im Herbst 1914 einen Artikel in die Hand spielte, der berichtete, wie der Advokat Bartolo Longo nach seiner Bekehrung vom Freimaurertum auf den Trümmern der Totenstadt Pompei „einen Wallfahrtsort gründen“ konnte, der nachher durch zahlreiche Wunder legitimiert wurde und Weltruf erhielt. Sofort meldete sich in mir die Frage – sie entstand ganz spontan –: Sollte etwas Ähnliches nicht auch hier möglich sein? Ist damit nicht eine Antwort auf die Überlegung gegeben: Worin liegt nun eigentlich das *Besondere*, das die göttliche Vorsehung mit Schönstatt geplant zu haben scheint? Vielleicht geht es nach dieser Richtung. Auf keinen Fall ist es unmöglich.

Wenn Du die Gründungsurkunde ruhig durcharbeitest, fällt es Dir nicht schwer, zwischen den Zeilen diese Überlegungen herauszuspüren. So verstehst Du auch den kurzen Hinweis auf die Theologie und Philosophie der Geschichte im Texte. Auf der einen Seite lebte die Überzeugung von der außerordentlichen Kühnheit und dem außergewöhnlichen Wagnis einer solchen Deutung in mir. Lies bitte: „Ein kühner Gedanke, fast zu kühn für die Öffentlichkeit, aber nicht zu kühn für Sie.“ Um dieser Einstellung Rechnung

zu tragen, entstand später der Decktitel „Parallele Ingolstadt – Schönstatt“. Auf der anderen Seite drängte aber auch die Erkenntnis zur Tat: „Wie oft war in der Weltgeschichte das Kleine und Unansehnliche die Quelle des Großen und Größten!“ Warum sollte das nicht auch bei uns der Fall sein können?

Durch solche Erwägungen war der Boden für das Verständnis der dritten Quelle reichlich vorbereitet. Sie war dazu bestimmt, genaue Eigenart und Richtung zu signalisieren, nach der laut göttlicher Planung mutmaßlich Mariens *besondere* Wirksamkeit sich entfalten sollte.

Um das zu verstehen, mußt Du Dich dran erinnern, daß ich 1912 den mir durch die Ernennung zum Spiritual gewordenen Erziehungsauftrag als echtes Providentiakind wie eine göttliche Wegweisung für mein ganzes Leben auffaßte. Spuren dieser Einstellung findest Du deutlich in der Vorgründungsurkunde. Dort ist zu lesen: „Da kommt nun meine Ernennung zum Spiritual – ganz und gar ohne mein Zutun. *Es muß also wohl so Gottes Wille sein.* Darum füge ich mich, fest entschlossen, alle meine Pflichten euch allen und jedem einzelnen gegenüber aufs vollkommenste zu erfüllen. Ich stelle mich hiermit zur Verfügung, mit allem, was ich bin und habe: mein Wissen und Nichtwissen, mein Können und Nichtkönnen, vor allem aber mein Herz.“

Damit war mein künftiger Lebensweg als Erzieher gekennzeichnet und bestimmt. Alles ohne Ausnahme wurde diesem göttlichen Rufe und Berufe untergeordnet und geopfert. Die Seele war davon so stark erfüllt, daß sofort die inneren Beziehungen zu dem mutmaßlich von Gott geplanten Gnadenort hergestellt waren, als der Gedanke daran ins Bewußtsein trat.

Wie sehr der Erzieherberuf mich innerlich bewegte, magst Du daraus schließen, daß das Programm, das in der Vorgründungsurkunde aufgestellt worden ist, schlechthin mein Lebens- und Erziehungsprogramm wurde. Keimhaft enthält es alles, was in der Schönstattgeschichte später Wirklichkeit geworden ist. Nicht einmal die organisatorische Durchgliederung der ganzen Bewegung ist dabei ausgeschlossen. Deswegen heißt es nicht umsonst am Schluß: „Nach euren Statuten sollen wir die Marienverehrung in Gemeinschaft pflegen. Das Äußere ist schon da: es ist die prächtige Fahne und die Medaille. Aber die Hauptsache fehlt noch: eine unseren Verhältnissen entsprechende innere Organisation nach Art der Kongregationen, wie sie bekanntlich an verschiedenen Gymnasien und Universitäten bestehen. Wir wollen diese Organisation schaffen. Wir, nicht ich, denn ich werde in dieser Beziehung rein gar nichts tun ohne eure volle Zustimmung. Hier handelt es sich ja nicht um eine augenblickliche Arbeit, sondern um eine Einrichtung, die für alle künftigen Generationen brauchbar ist. Eure Nachfolger sollen also zehren von eurem Eifer, von eurer

Seelenkenntnis und Klugheit. Ich bin überzeugt, daß wir etwas Brauchbares zustande bringen, wenn alle mitmachen.“

Was lag nach dieser Grundeinstellung näher, als daß diese dritte, von der göttlichen Vorsehung durch das Gesetz der geöffneten Tür erschlossene Quelle sich mit den beiden anderen vereinigte und ein gemeinsames Strombett bildete. So entstand die große Idee. Die Gottesmutter soll sich hier in diesem Heiligtum als Erzieherin schlechthin niederlassen. Wir wollen uns nicht nur, wie die Vorgründungsurkunde sagt, unter ihrem Schutze selbst erziehen; sie soll mitten unter uns wohnen und von hier aus unsere Erziehung und die Erziehung aller, die sich ihr mit uns schenken, in die Hand nehmen.

Sie ist es, die unsere Selbsterziehung von hier aus allezeit in Bewegung setzen und eine umfassende, durchgegliederte Erneuerungs- und Erziehungsbewegung ins Leben rufen, führen und fruchtbar machen soll. Um sie dazu zu bewegen, bieten wir ihr in Form von Beiträgen für ihr Gnadenkapital bis zur Blankovollmacht, Inscriptio und Einglingweihe unsere Verdienste an. Wir schenken uns letztlich ihr selbst mit allem, was wir sind und was wir haben. Dafür erwarten wir von ihr, daß sie sich von hier aus tatsächlich als die große Erzieherin bewährt und und zur Höhe der Heiligkeit und eines fruchtbaren apostolischen Lebens führt.

Sie sagt laut Urkunde zu dem so gearteten Liebesbündnis ihr Ja. Sie erklärt: „Bringt mir fleißig Beiträge zum Gnadenkapital . . . Dann werde ich mich gerne unter euch niederlassen und reichlich Gaben und Gnaden austeilen. Dann will ich künftig von hier aus die jugendlichen Herzen an mich ziehen, sie erziehen zu brauchbaren Werkzeugen in meiner Hand.“

Das ist die einfache Grund- und Urform des Schönstätter Liebesbündnisses, das sich nach den Gesetzen der geöffneten Türe und der schöpferischen Resultante später zur Schönstätter Zukunftsvision ausweitete.

(1954)

Entwicklungen im Raum der Ökumene

Der Besuch, den der Heilige Vater am Beginn seiner Pastoralreise durch die Schweiz (12. bis 17. Juni) dem Weltrat der Kirchen in Genf und dem Orthodoxen Zentrum des Ökumenischen Patriarchen in Chambesy abstattete, hat die Aufmerksamkeit der katholischen Christen wieder einmal stärker auf die Bemühungen zu einer größeren Annäherung in Glauben und Leben zwischen allen christlichen Kirchen gelenkt. Man muß sich zunächst herzlich darüber freuen und dankbar sein, daß solch ein Papstbesuch, wie schon der Besuch Pauls VI. an gleicher Stelle im Jahre 1969, möglich und geradezu selbstverständlich geworden ist. Genf ist immerhin die Stadt Calvins und hat sich lange Zeit als eine Art Gegen-Rom betrachtet, und noch jüngst, als man von Plänen hörte, im Zuge einer Neuordnung der Schweizer Bistümer Genf zum Sitz eines römisch-katholischen Bischofs zu machen, regte sich Widerspruch. Allerdings darf man dabei fragen, woher der Widerspruch genauer kam. Die vor dem Papstbesuch in den Medien und von den Medien geäußerte (geschürte?) Befürchtung, durch den Auftritt des Papstes könne der konfessionelle Frieden in der Schweiz gestört werden, hat sich als völlig unbegründet erwiesen.

Die gemeinsamen Unternehmungen zwischen den christlichen Kirchen zur Überwindung der Spaltung und zur Förderung des gemeinsamen christlichen Zeugnisses in der Welt haben inzwischen schon eine Tradition und eine Intensität erreicht, daß es undenkbar erscheint, sie könnten von einer der beteiligten Seiten irgendwann einmal eingestellt werden. Für die römisch-katholische Kirche hat der Heilige Vater die Gelegenheit seines Besuches beim Weltkirchenrat benutzt, um die Mitarbeit der katholischen Kirche in der ökumenischen Bewegung von neuem als unwiderruflich zu bezeichnen. Man muß auch kein ökumenischer Berufsoptimist sein, wenn man in der ökumenischen Arbeit der letzten Jahre bedeutsame Ergebnisse feststellt. Zu erinnern wäre z. B. an die Konvergenzerklärungen, die von der Kommission für Glaube und Kirchenverfassung („Faith and Order“) des Weltkirchenrates im Januar 1982 in Lima/Peru zu den grundlegend wichtigen Themen Taufe, Eucharistie und Amt verabschiedet wurden. Wenn dieses sogenannte „Lima-Papier“ auch nur für die im Weltkirchenrat vertretenen Kirchen gilt, so ist es doch eben dadurch wichtig, weil eine Verständigung mit Rom durch eine solche Einigung unter den nicht-katholischen Kirchen erheblich erleichtert wird. Ebenso darf an den bilateralen Abschlußbericht der anglikanisch-röm.-katholischen Theologenkommission vom März 1982 erinnert werden, in dem sich eine zwölfjährige erfolgreiche Zusammenarbeit dokumentiert. Schließlich

ist auch nach Klärung notwendiger Voraussetzungen der offizielle Dialog zwischen den orthodoxen Kirchen und Rom seit 1980 gut in Gang gekommen. Es ist freilich nicht zu leugnen, daß die ökumenischen Bemühungen um mehr Übereinstimmung und Zusammenarbeit in der jüngsten Vergangenheit mit Schwierigkeiten zu kämpfen hatten. Das trifft vielleicht nicht einmal so sehr auf die bilateralen Beziehungen Roms mit den anderen Kirchen zu, sondern mehr auf das Verhältnis der im Weltkirchenrat zusammengeschlossenen nicht-katholischen Kirchen. Unter dem ersten Nachfolger des großen alten Mannes des Weltkirchenrates, des Niederländers Willem A. Vissert't Hooft, als Generalsekretär des Weltkirchenrates, dem Amerikaner William C. Blake, war die Tendenz aufgekommen, die Einrichtungen des Weltkirchenrates stärker zu einem Instrument der sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung für die Völker der Dritten Welt zu machen. Diese Tendenz nahm unter Philipp Potter, Generalsekretär seit 1973, unübersehbar zu und wurde dazu noch ins Politische gewendet. Bekannt sind die Spannungen, die um die Verwendung von Spenden zur Unterstützung von politischen Freiheitsbewegungen im südlichen Afrika entstanden und zu einer finanziellen Krise des Weltkirchenrates führten. Überhaupt fühlten sich manche Mitgliedskirchen in ihrer Eigenart und Eigenständigkeit von der Genfer Zentrale übergangen. Gelegentlich kam es sogar zu Austritten. Es nahmen auch die Klagen zu, daß das ursprüngliche und eigentliche Anliegen des Weltkirchenrates, das Wirken für die Einheit der christlichen Kirchen, in der praktischen Arbeit in den Hintergrund gerate. Die Priorität des sozialen Engagements, so klagte man weiter, hatte eine Vernachlässigung der theologischen Arbeit im Gefolge und daraus resultierte wiederum eine ungenügende Orientierung des sozialen Engagements an der Theologie.

Schon die 6. Vollversammlung des Weltkirchenrates, die vom 24. Juli bis 10. August 1983 im kanadischen Vancouver tagte, suchte dieser Entwicklung zu steuern. Sie formulierte vor allem entsprechende Weisungen für die erste Sitzung des neugewählten Zentralausschusses, die in diesem Jahre vom 9. bis 18. Juli in Genf stattfand.

Das wichtigste Ereignis auf dieser Sitzung dürfte die Bestellung des neuen Generalsekretärs, des methodistischen Pfarrers Emilio Castro, gewesen sein. Mit ihm kommt zum drittenmal hintereinander der maßgebliche Steuermann des Weltkirchenrates aus Amerika. William C. Blake war US-Amerikaner, Philipp Potter kam aus der Karibik, Emilio Castro stammt aus Uruguay. Der neue Generalsekretär wurde übrigens in einer katholischen Familie geboren und in der katholischen Kirche getauft, hatte dann aber mit vierzehn Jahren ein Erweckungserlebnis, das ihn zum Methodisten werden ließ. An ihm wird sich wohl von neuem erweisen, daß Männer mindestens ebenso wichtig sind wie Programme. Er will sich, wie er nach seiner Wahl sagte, „im Namen Jesu leidenschaftlich“ für die Menschen engagieren, „die am Rande leben, für die

Ausgestoßenen, für die an der Peripherie“. Im übrigen kennzeichnete er seine Position so, daß er zwar die Christen verstehe, die mit Gewalt gegen Gewalt kämpfen, selber aber sei er der Meinung, daß für Christen der Kampf gegen die Gewalt ohne Gewalt möglich sein müsse.

Man darf nach dem Ausgang der Sitzung des Zentralausschusses in Genf die Hoffnung haben, daß der Grundauftrag des Weltkirchenrates, das „Ut omnes unum sint“ (Joh 17, 21), künftig wieder deutlicher dem Vorrang bekommt. Von einer stärkeren theologischen und religiösen Ausrichtung der Arbeit des Weltkirchenrates wird ganz ohne Zweifel auch Maß und Weise der Beteiligung der römisch-katholischen Kirche an den Bestrebungen des Weltkirchenrates mitbestimmt werden. Das trifft besonders auf ein gemeinsames soziales Engagement zu. Der Heilige Stuhl hatte 1980 die Mitarbeit an der nach dem Konzil 1968 mit dem Weltkirchenrat gebildeten „Sodepax“ (Society, Development, Pax – Gesellschaft, Entwicklung, Frieden) eingestellt, nicht zuletzt aus dem Grunde, weil der dafür nötige theologische Konsens nicht mehr gesichert schien und die Dinge deswegen aus dem Ruder zu laufen drohten. Bei seinem Besuch in Genf Mitte Juni hob der Papst hervor, daß ein gemeinsamer Dienst an der Menschheit im Namen des Evangeliums nach wie vor notwendig sei. Das deutet darauf hin, daß in Zukunft vielleicht wieder eine engere Zusammenarbeit auch auf diesem Felde möglich wird. Das Mandat für die Gemeinsame Arbeitsgruppe zwischen Weltkirchenrat und katholischer Kirche, die seit 1965 tätig ist, wurde jedenfalls von beiden Seiten wieder erneuert.

Versucht man aus dem konkreten Handeln Johannes Pauls II. hinsichtlich der Ökumene eine durchgehende Gesamtlinie zu erkennen, so darf man sie vielleicht von zwei Punkten her bestimmt sehen: 1. Klärung und Verlebendigung der Identität der eigenen römisch-katholischen Kirche; 2. Aus neugewonnener eigener Klarheit und Lebendigkeit so viel wie möglich an Offenheit und Mitwirkung für die christliche Einigung und für das christliche Zeugnis in der Welt.

Ein deutsches Leben: Martin Niemöller

Am 6. März 1984 starb in Wiesbaden eine der knorrigsten, umstrittensten Persönlichkeiten der Evangelischen Kirche in Deutschland: Martin Niemöller, 92 Jahre alt. Der Widerstand gegen Hitler und dessen Versuch, sich die protestantische Kirche in Deutschland zu einem gefügigen Werkzeug zu machen, hatte ihn mit einem Schläge berühmt werden lassen. Im Herbst 1933 bildete er, damals Pfarrer in Berlin-Dahlem, mit anderen bekennnistreuen Amtsbrüdern den Pfarrernotbund, dem noch im gleichen Jahr etwa 3000 evangelische Geistliche, ein Sechstel der Pfarrerschaft im Reich, beitraten.

Der Punkt, an dem Niemöllers Widerstand sich entzündete, war die Rassengesetzgebung des Dritten Reiches, die auch in der evangelischen Kirche Geltung bekommen sollte. Amtsträger der evangelischen Kirche jüdischer Abstammung hätten demnach aus ihren Stellungen entfernt werden müssen. Dem trat Niemöller, der Marineoffizier und U-Boot-Kommandant des ersten Weltkrieges, entgegen. Es war ihm dabei nicht einmal so sehr um die Amtsträger zu tun, die von dieser Gesetzgebung betroffen waren, sondern vor allem um die Freiheit seiner Kirche gegenüber dem Staat.

Von da ab gehörte Niemöller zu den führenden Männern der Bekennenden Kirche. Er war eine der treibenden Kräfte hinter den beiden Synoden des Jahres 1934 in Barmen und Dahlem. Bei dem Gespräch evangelischer Kirchenführer mit Hitler in der Reichskanzlei am 25. Januar 1934 geriet er mit diesem in einen ziemlich hitzigen Wortwechsel, den Hitler ihm nie vergaß.

Am 1. Juli 1937 wurde Niemöller verhaftet und am 2. März 1938 zu sieben Monaten Festungshaft verurteilt – eine Strafe, die durch die Untersuchungshaft verbüßt war. Doch konnte Niemöller das Gerichtsgebäude nicht als freier Mann verlassen, sondern wurde an Ort und Stelle durch die Geheime Staatspolizei festgenommen und in das Konzentrationslager Sachsenhausen verbracht. Von dort aus kam er als „persönlicher Gefangener Hitlers“ 1941 nach Dachau. Er blieb in Sonderhaft – u. a. zusammen mit dem späteren Münchener Weihbischof Johannes Neuhäusler – bis zur Befreiung Ende April 1945 in Südtirol.

Nach dem Krieg übernahm Niemöller wichtige Posten in seiner Kirche: Er wurde Kirchenpräsident (den Titel „Bischof“ lehnte er ab) der Evangelischen Kirche in Hessen-Nassau, Präsident des Außenamtes der Evangelischen Kirche in Deutschland (bis 1956), Mitglied des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland (bis 1955) und schließlich einer der Präsidenten des Weltrats der Kirchen (1961 – 1968). Doch war es weniger die kirchliche Aufbauarbeit nach dem Krieg, die ihm einen neuen Bekanntheitsgrad verschaffte und seine Person mehr denn je umstritten machte, sondern die von seinem Gewissen und seinem Predigerauftrag, wie er ihn verstand, bestimmte Stellungnahme zu politischen Entwicklungen und Entscheidungen in Deutschland und in der westlichen Staatenwelt. Dabei wurde er zur Verkörperung des „Anti“ und zum Mann oft unberechenbarer Rundumschläge. Er war gegen die Gründung der Bundesrepublik, die er als „in Rom gezeugt und in Washington geboren“ bezeichnete. Er bekämpfte die Politik der Adenauerschen Westintegration. Er opponierte gegen die Wiedereinführung der Wehrpflicht in der Bundesrepublik und den Beitritt zur Nato. Er gehörte zu den schärfsten Gegnern der zunehmenden atomaren Rüstung, wobei die Mächte des Atlantikpaktes bei ihm immer schlechter wegkamen als die Sowjet-Union. Am Ende lag er quer zu so gut wie allen maßgeblichen Richtungen der Politik in der Bundesrepublik, auch unter einem sozialdemokratischen Kanzler wie Helmut Schmidt. Nicht viel anders

erging es ihm in seiner Kirche, in der er sich immer mehr isolierte. Dazu trugen nicht nur seine jeweiligen Positionen bei, sondern ebenso sehr die ätzende, die Atmosphäre vergiftende Art, wie er sie vortrug.

Über diesen streitbaren Mann und sein Leben gibt es in deutscher Sprache erstaunlicherweise nur eine Biographie. Sie erschien 1959 in erster Auflage bei Rowohlt und kam 1983 in einer erweiterten Neuausgabe heraus (Dietmar Schmidt, Martin Niemöller – Eine Biographie, Radius-Verlag, Stuttgart). Sie erfüllt indes die Erwartungen, die man angesichts ihres Helden haben darf, nur ganz unzulänglich. Gewiß, wir werden über den äußeren Lebenslauf einigermaßen ins Bild gesetzt. Der Verfasser gibt sich auch kritisch und verschweigt nicht, was Niemöller unter Umständen bei manchen heutigen Lesern ins Zwielficht bringen kann. So seinen unbekümmerten Patriotismus als Marineoffizier im ersten Weltkrieg; so seine Aussage während des Prozesses 1938, er habe seit 1924 immer Hitler und die NSDAP gewählt, auch bei den Reichspräsidentenwahlen 1932; so seine freiwillige Meldung zum Kriegsdienst vom 7. September 1939 aus dem KZ Sachsenhausen (die allerdings abgelehnt wurde). Wir erfahren, daß Niemöller sich im KZ stark mit der katholischen Kirche beschäftigte und um die Jahreswende 1940/41 fast daran war, zu ihr überzutreten. Interessanterweise wird uns auch mitgeteilt, daß Niemöller – ähnlich wie Pater Kentenich – in Dachau ein silbernes Kreuz als Geschenk von Papst Pius XII. erhielt.

Vor allem aber für die Zeit nach dem zweiten Weltkrieg gerät diese Lebensbeschreibung zu einer unangenehm einseitigen Parteinahme für Niemöller und seine politischen Außenseiterpositionen und zugleich zu einer allzu raschen Herabsetzung Andersdenkender. Wie ernst kann man einen Autor nehmen, der z. B. die Behauptung präsentiert, Niemöller sei in den unmittelbaren Nachkriegsjahren von nicht wenigen Deutschen als „heimlicher König ihres Landes“ betrachtet worden; oder wenn er den großen Erfolg Adenauers bei den Bundestagswahlen 1953 als „überraschend“ bezeichnet oder uns weismachen will, Adenauer sei auf Niemöller wegen dessen Moskaureise Anfang 1952 neidisch gewesen. Die Bemühung des Autors, Niemöller im Vergleich zu Adenauer als die bedeutendere, überlegene Persönlichkeit für die deutsche Nachkriegsgeschichte herauszustreichen, kann einem nur ein Schmunzeln entlocken und ist durch die Geschichte deutlich widerlegt.

Eine Frage allerdings stellt sich angesichts der unerbittlichen Gegnerschaft gegenüber Adenauer und der Adenauerschen Politik: Hat Niemöller mit seiner Anti-Stellung im Grunde nicht gezeigt, daß er aus den schlimmen Erfahrungen der Weimarer Republik nicht gelernt hat? Wie er nach dem ersten Weltkrieg der jungen deutschen Republik seine Sympathie versagt hat, so verhielt er sich nach dem zweiten Weltkrieg gegenüber der Bundesrepublik. Man kann es nur bedauern, wenn darin seine Hauptwirkung über seinen Tod hinaus bestehen sollte.

In Acht und Bann

Germaine Greer, geboren 1939 in Melbourne/Australien, ab 1968 für etliche Jahre Lektorin an einer Universität in Großbritannien, gehörte noch vor kurzer Zeit zu den streitbarsten und bekanntesten Vorkämpferinnen von „Women's Lib“, der Emanzipationsbewegung der Frauen, insbesondere der sexuellen Emanzipation, in allen fünf Erdteilen. Ihr Buch „Der weibliche Eunuch“, das Anfang der siebziger Jahre erschien, war ein einziger Appell, der, wie sie es nannte, Selbstkastration, der Einengung der Frau auf Ehe und Familie und der entsprechenden Erziehung der jungen Mädchen ein Ende zu setzen. In öffentlichen Veranstaltungen diesseits und jenseits des Atlantiks stritt sie scharfzüngig gegen jede Form von „Machismo“, von Männerherrschaft, und fand dabei die begeisterte Zustimmung aller Kampfgefährtinnen rund um den Globus. Das hat sich seit Beginn dieses Jahres radikal geändert.

Im März dieses Jahres brachte Germaine Greer ihr neuestes Buch heraus, mit dem Titel „Sex and Destiny“, „Sex und Schicksal“, das eine Kehrtwendung der Autorin um 180 Grad bezeugt. Es wurde schon als das „Dokument eines großen Katzenjammers“ bezeichnet (FAZ, 4. Februar 1984). In der Tat ist erstaunlich, welche Positionen Germaine Greer nunmehr vertritt. Die sexuelle Befreiung, für die sie sich vordem leidenschaftlich einsetzte, ist für sie zu einer *sogenannten* Freiheit, zu einer *Vortäuschung von Freiheit* geworden. Das ins völlige Belieben der Partner gestellte Ausleben der Sexualität hat für die Frauen nicht die erhoffte größere Selbstbestimmung, sondern im Gegenteil mehr Abhängigkeit gebracht. Die modernen Verhütungsmittel machen es nicht nur möglich, sondern verpflichten die Frauen geradezu, jederzeit den sexuellen Wünschen der Männer zur Verfügung zu stehen. Diese totale Enthemmung aber läßt die Fähigkeit zu persönlicher, ganzmenschlicher Liebe in gefährlicher Weise verkümmern. Der heute grassierende Sexkult richtet nicht weniger Unheil an wie die Prüderie früherer Generationen. Deshalb macht Germaine Greer sich in ihrem neuen Buch zur Anwältin der alten Tugend der Keuschheit. Sexuelle Enthaltsamkeit erscheint ihr keineswegs mehr unmenschlich und tyrannisch. Sie fordert desgleichen die Abschaffung der Sexualkunde als Unterrichtsfach in der Schule. Doch kaum war ihre Kehrtwendung in der Öffentlichkeit bekannt geworden, da bekam sie die Entrüstung, ja den Zorn ihrer vormaligen Gesinnungsgenossen zu spüren. Im deutschen Sprachraum war es u. a. Hilde Spiel, Autorin der „Frankfurter Allgemeinen“, die Germaine Greer vor ihr Tribunal zitierte. Dabei kam es nicht etwa zu einem sachlich-objektiven Austausch der Argumente, es wurde vielmehr sogleich zur Verurteilung geschritten. Was bekommen wir und Germaine Greer da nicht an Verdikten zu hören! Die einstmalige Verteidigerin ist nun zur „Renegatin der freien Liebe“ geworden, zur „Predigerin einer Rückkehr zur Romantik“, „zur Abstinenz“, zu einer „neuen Keuschheit“, und noch schrecklicher: „zur Propagandistin unbegrenzter Mut-

terschaft“ – alles Dinge, die in den Augen einer so aufgeklärten Frau wie Hilde Spiel offensichtlich schlimme Sünden sind.

Man hätte es allerdings schon immer wissen können, meint Hilde Spiel. Germaine Greer war nämlich nie eine richtige Feministin. Sie lebte von jeher nach ihrem eigenen Gesetz (und das darf eine authentische Feministin wohl nicht?). Sie war und ist zwar einerseits eine „reizvolle, originelle, imposante“, aber dann doch auch „hoffnungslos widersprüchliche Persönlichkeit“. Aber kann man sich darüber wundern? Germaine Greer hat ihre Erziehung – und damit wird die Wurzel allen Übels aufgedeckt — in einem Kloster erhalten, sie war eine Klosterschülerin.

Am Schluß ihrer verbalen Hinrichtung läßt Hilde Spiel uns immerhin wissen, daß eine Reihe bedeutender britischer Autorinnen die Kehrtwendung Germaine Greers begrüßt haben. Frau Spiel indessen ist sicher: „Die nächste Generation läßt sich jene ‚Freiheit der Wahl‘ nicht mehr rauben, die ihr eine tabufreie Ethik ermöglicht hat.“

Mit Recht kreidet man der katholischen Kirche die Art und Weise, wie sie in früheren Jahrhunderten nicht selten mit Abwechslern von ihrer Lehre wie Johann Hus oder Giordano Bruno umging, als wenig christlich an. Und auch heute noch reagiert die Öffentlichkeit sehr sensibel, wenn bekannt wird, daß dieser oder jener Theologe nach Rom zitiert wird, um sich vor dem Lehramt der Kirche zu verantworten. Da ist es schon interessant zu sehen, wie manchmal auch die Kinder unserer so aufgeklärten Zeit mit ihresgleichen verfahren.

Der Islam in Europa

Während die Zahl der Christen im Nahen Osten zurückgeht, steigt die Zahl der Muslime nicht nur in Schwarzafrika (vgl. dazu die von KIN/OPH herausgegebene Broschüre von V. Mertens, *Der Islam in Schwarzafrika*), sondern auch in Europa. Dabei ist zu unterscheiden zwischen den europäischen Ländern, in denen durch die Tataren- und Türkenherrschaft der Islam seit Jahrhunderten heimisch ist, und jenen, in denen erst in jüngster Zeit der Islam Einzug hielt.

Alte muslimische Gemeinden in Europa

Die Länder, in denen europäische Muslime seit langem wohnen, sind bis auf Griechenland, Zypern und die Türkei heute alle unter kommunistischer Herrschaft. Muslime leben heute in:

1. Sowjetunion (Europäischer Teil): über 12 Millionen Muslime

2. Jugoslawien: über vier Millionen Muslime
3. Albanien: zwei Millionen
4. Bulgarien: über eine Million
5. Rumänien: etwa 50 000
6. Polen: einige Tausend

Von diesen Ländern ist in Albanien wie auch den anderen Konfessionen den Muslimen jede Religionsausübung verboten. In der Sowjetunion, Bulgarien und Rumänien wird der Islam diskriminiert und unterdrückt. In Jugoslawien konnte dagegen 1977 in Sarajevo mit massiver arabischer Hilfe eine Islamische Theologische Fakultät gegründet werden. Außerdem bestehen dort Koranschulen (Medresen) in Sarajevo (mit serbokroatischer Unterrichtssprache), in Priština (für Albaner) und Skopje (für Türken und Mazedonier). Die Muslime in Jugoslawien haben heute eine eigene Presse und geben Dutzende von religiösen Büchern heraus.

Neu entstandene muslimische Gruppen

Außer in Griechenland (140 000) und Zypern (152 000 Muslime) sind die muslimischen Gruppierungen in Europa Folgen jüngst erfolgter Auswanderungen. 1983 kann man für Europa folgende Zahlen angeben:

Deutschland	2,5 Millionen Muslime
Frankreich	2,1 Millionen
Großbritannien	1 Million
Niederlande	300 000
Belgien	250 000
Italien	200 000
Spanien	80 000
Schweiz	70 000
Österreich	70 000
Dänemark	30 000
Schweden	25 000
Andere Länder	50 000
Zusammen	6 675 000

Das sind Zahlen, die oft bei weitem höher sind als die christliche Präsenz in manchen muslimischen Ländern. Während im Nahen Osten die Christen immer rechtloser werden und deshalb auswandern, suchen führende islamische Kreise die Stellung der muslimischen Gemeinden immer mehr auszubauen und zu sichern. Den meisten Erfolg hatten sie bisher bei ihren Bemühungen in Belgien und in Österreich, wo die islamischen Gemeinschaften als Körperschaft des öffentlichen Rechtes anerkannt sind.

Die Muslime in der *Bundesrepublik Deutschland* sind meist Türken, Jugoslawen und Araber. Sie haben keine zentrale Leitung, sondern verschiedene Vereine. Die wichtigsten Zentren sind München, Köln, Aachen, Frankfurt, Hamburg und Berlin. Neben Moscheen und islamischen Volksschulen gibt es in Köln eine Islamische wissenschaftliche Akademie. Es bestehen eigene Zeitungen und Verlage, ferner Gruppen der Muslimbruderschaften und verschiedener Frömmigkeitsbewegungen.

In *Frankreich* ist der Islam heute die zweitstärkste Religionsgemeinschaft des Landes. Seine Anhänger sind meist Maghrebiner (Algerier, Marokkaner), Schwarzafrikaner, Türken und Jugoslawen. Nach muslimischen Angaben gibt es 1979 in Frankreich 147 Moscheen bzw. Gebetsräume mit einem eigenen Imam. Die Islamische Weltliga in Mekka hat in Paris ein eigenes Büro errichtet.

In *England* ist der Islam am besten organisiert, da in London der Islamic Council of Europe sitzt. In Leicester gibt es die Islamic Foundation. In London erscheinen wichtige islamische Zeitschriften. Die Zahl der Moscheen und Gebetsräume beträgt 300. Der Muslim Educational Trust hat Schulen gegründet und stellt islamische Religionslehrer für zahlreiche staatliche Schulen zur Verfügung. Die englischen Muslime haben als Dachverband die Union of Muslim Organisations of UK and Eire. Sie stammen meist aus Pakistan und Indien.

In *Belgien* ist der Islam seit 1974 rechtlich anerkannt. Seit 1978 ist das Islamische Kulturzentrum in Brüssel die oberste islamische Aufsichtsbehörde des Landes und wird in Belgien geregelter islamischer Religionsunterricht erteilt. In Brüssel hat auch der Interkontinentale Moscheenrat für Europa seinen Sitz, ebenso ein islamischer Radiosender. Die meisten Muslime in Belgien sind Nord- oder Schwarzafrikaner. In den *Niederlanden* bestehen traditionelle Bindungen zu Indonesien.

Der Streit um den Bau einer riesigen Moschee in *Rom* hat der Weltöffentlichkeit gezeigt, daß selbst in der Stadt des Papstes die Lehre Mohammeds vertreten ist. Das Centro Islamico Culturale d'Italia in Rom verfügt über eine Sonntagsschule und eine Bibliothek und gibt monatlich ein Bulletin (in italienischer, arabischer und englischer Sprache) heraus.

In *Spanien* gibt es seit 1980 wieder aktive Moscheen. Damals übergab der kommunistische Bürgermeister von Cordoba den Muslimen eine alte Moschee, die aber Jahrhunderte hindurch als Kirche gedient hatte. 1982 wurde in Pedro Abad bei Cordoba eine zweite Moschee eröffnet. Eine weitere entsteht in Madrid.

In der *Schweiz* bestehen Moscheen u. a. in Zürich und Genf. In Genf hat das Islamische Zentrum zahlreiche Schriften in Französisch publiziert, was die „Islamische Gemeinschaft in der deutschsprachigen Schweiz“ von Zürich aus auch in deutscher Sprache tut.

Ausblick

Dieser europäische Islam wird heute in weltweite Missionsplanungen einbezogen, das zeigen überregionale islamische Organisationen wie der Islamic Council of Europe in London und der Moscheenrat für Europa in Brüssel. Ein Vergleich der Erfolge des Islams mit der christlichen Mission dieses Jahrhunderts fällt eindeutig zuungunsten des Christentums aus. Während das Christentum z. B. in rein islamischen Ländern wie Saudi-Arabien, den arabischen Emiraten oder dem Jemen (auch Afghanistan) nie Fuß faßte, gibt es heute Millionen von Muslimen in Westeuropa. In vielen muslimischen Ländern ist die Zahl der Christen erschreckend zurückgegangen, z. B. in der Türkei, aber auch in Algerien. In einem muslimischen Land wie Somalia gibt es heute weniger Katholiken (2500) als Muslime in Luxemburg (3000). Gerade solche Vergleiche zeigen den Vormarsch des Islam. Die Zahlen der Muslime in Österreich und der Schweiz sind größer als die Zahl der Katholiken in Kuwait oder Libyen; es gibt in Belgien mehr Muslime als Christen in Bangladesh, ganz zu schweigen von den Millionenzahlen der Muslime in Deutschland, Frankreich und Großbritannien.

Wir Christen in Westeuropa müssen den Muslimen im eigenen Lande mit Achtung begegnen, aber wir dürfen nicht unsere christlichen Glaubensbrüder in muslimischen Staaten vergessen, wo sie diskriminiert und verfolgt werden.

(INFO/KIN)

BUCHBESPRECHUNGEN

„GESCHICHTE – TRADITION – FORTSCHRITT bilden einen unauflösbaren Dreieck, der so lange währt wie die Weltzeit selbst; und ich wage die Aussage: Sie bilden das weltimmanente trinitarische Analogon zur göttlichen Trinität, die der christliche Glaube bekennt.“ (14) Dieser mächtig-entschiedene Satz bildet nicht nur die Grundthese des zweiten Aufsatzes im vorliegenden Buch (13-30), sondern ist zugleich Ergebnis jahrzehntelanger historischen Forschens und Lehrens.

Der vor allem durch seine zahlreichen Biographien (z. B. Thomas Morus, J. M. Escrivá) international bekannte Autor und Professor für neuere und neueste Geschichte in Köln stellt jetzt aus Anlaß seines 65. Geburtstages der Öffentlichkeit verschiedene Aufsätze und Vorträge zu einem ansehnlichen Werk zusammen. Er bietet damit dem Leser tiefen Einblick in seine genuin christliche Geschichtsauffassung, die, gewonnen aus reichhaltiger historischer Detailkenntnis, zur tiefeschürfenden Gegenwartsanalyse wird.

Der erste Themenkreis handelt von der Geschichte als Geschichte. Hier entlarvt Berglar z. B. „das weitverbreitete Geschwätz von der *Relevanz* und der Umfunktionierung des Schulfaches Geschichte in eine *nebulose Gemeinshaftskunde* als bloße Hanswurstereien einer mißverstandenen pseudofortschrittlichen Intellektualität“. (8)

Sodann kreist Berglars Denken um Deutschland und Europa (31-89). Auch hier sind seine Analysen, Diagnosen und Therapieerordnungen von bestechender Geschichtskennntnis, klarer Entschiedenheit und herausfordernder Brisanz.

Pünktlich zur diesjährigen Europawahl redet er den Deutschen ins Gewissen: Die europäischen Vereinigungsanstrengungen dürften nicht aus dem Willen geboren sein „aus der eigenen, als peinlich und ruinös empfundenen Geschichte“ auszusteigen, gleichsam „ein Kopfsprung ins europäische Reinigungsbad, in dem die vermeintlichen und wirklichen Flecken der ... historischen Existenz abgewaschen werden und verschwinden würden“. (31) Den Deutschen müsse es vielmehr darum gehen, ihre „christliche Identität“ wiederzuentdecken und diese für Europa und die Welt geltend zu machen. Berglar sucht aus der Geschichte nachzuweisen, daß gerade für Deutschland dieses

Festhalten am Christentum (über-)lebensnotwendig, die Abkehr von Christus aber Schwächung und schließlich Untergang durch Selbstaufgabe bedeutet. Was für den Riesen Antäus die Erde oder für Samson sein prachtvolles Haupthaar bedeutet, ist für die Deutschen Christus und die Kirche. „Das geschichtliche Schicksal der Deutschen ist ... in einer ganz besonderen Weise an das Christentum, an Christus und seine Kirche gebunden gewesen.“ (82)

Allerdings warnt Berglar auch vor Illusionen. Wer Christus glaubhaft verkünden und im alltäglichen Leben nachfolgen will, muß sich auch auf das Kreuz gefaßt machen. Auch dies ist bei Berglar nicht zuerst Ergebnis theologischer Reflektion, sondern überzeugender Ertrag historischen Forschens und Erkennens. Hierin liegt die verborgene Aktualität eines Thomas More (90-100), eines Carl August v. Weimar (101-113), des Wilhelm v. Humboldt (114-122). Überzeugend auch die Darstellung des *organisatorischen* staats- und gesellschaftstheoretischen Konzepts eines Adam Müller, korrigierend die Darstellung und Bewertung der Europapolitik Fürst Metternichs (145-157); merkens- und bedenkenswert die Charakterisierung der „hesperischen Welt-epoche“ Hölderlins als „Nacht des Abfalls ...; denn der Abfall vom Kreuz, dem ein für allemal aufgerichteten, macht den Abgefallenen zu Abfall“. (157) Es werden Gestalten gezeichnet wie J. Klepper, R. Schneider, J. Burckhardt und – für die Politik – Heinrich v. Brentano.

Schließlich fehlen nicht tiefotende Marginalien zum Zeitgeschehen, gespickt mit reicher Geschichts-, System- und Menschenkenntnis: „Die Verteidigung der Verteidigung“ (195-211); kritische Belege und Erträge zur jahrelang ideologisierten Bildungs- und Schulpolitik (212-232) und endlich eindeutige Lösungsvorschläge zur gegenwärtigen, hauptsächlich ökologisch-ökonomischen Problemen (233 bis 267).

Man muß nicht mit allem einverstanden sein, um Berglars Buch mit viel Gewinn zu lesen. Manches wird nur angetippt, regt an zur weiteren Überlegung und historischen Erforschung. Doch zeigt sich exemplarisch, was ernsthaft betriebene Geschichtsforschung auch heute noch zuwege bringt. Die Beschäftigung, ja

Auseinandersetzung mit der Geschichte erweist sich nicht nur als „interessante Sache“, als notfalls auch verzichtbarer Luxus einer libidinösen Gesellschaft. Geschichte wird als notwendig zum Menschen gehörig dargestellt, zum Menschen, der sich selbst im Koordinatennetz von Zeit und Raum weiß und doch auf Transzendenz hin angelegt ist; zum Menschen auch, der, solange er sich „in statu viatoris“ befindet, gar nicht anders kann, als geschichtlich zu leben, und in dessen geschichtlicher Existenz Tradition und Fortschritt ebenso wenig Gegensätze sind, wie es im physiologischen Dasein Geben und Gehen sind. Dies uns Aktuellen und Modernen erneut ins Bewußtsein gerufen zu haben, macht vor allem den Wert des Buches aus.

Peter Berglar, Geschichte als Tradition – Geschichte als Fortschritt, Graz/Wien/Köln 1984 (Styria), 274 S., 39 DM.

Manfred Gerwing

HEINZ SCHÜRMANN, emeritierter Professor für Neutestamentliche Exegese in Erfurt, legt in dem unten angezeigten Werk eine Überarbeitung von Beiträgen vor, die zwischen 1975 und 1982 zum ersten Mal veröffentlicht wurden und mit denen er seine bereits 1973 erschienene Arbeit „Jesu ureigener Tod“ fortsetzt. Neu darin sind die Hinführung 11–18, der Nachtrag zum Ersten Teil 180–182 und der Schluß-Ausblick „Jesu Basileia-Verkündigung und das christologische Kerygma als Mitte der Schrift“ 246–251.

In der Hinführung „Jesu ureigener Tod im Licht seiner Basileia-Verkündigung“ (11–18) stellt Schürmann sein Grundanliegen vor: da die heutige Forschung recht zuversichtlich und einmütig behauptet, Jesus habe die („spätere“, „kirchliche“) Erlösungslehre des stellvertretenden Sühnetodes vorösterlich noch nicht öffentlich vorgetragen, ja nicht einmal so bestimmt denken können, stellt sich die Frage nach der Kontinuität der Verkündigung: die Heilsverkündigung Jesu und die Soteriologie der Kirche sind heute für viele Menschen nicht nur zwei unterschiedliche, sondern auch unverträgliche Heilswege. Steht Gott, der allein die Weltherrschaft übernehmen kann und soll (vgl. Mt 6, 9) – und zwar jenseits von Sterben und Tod – im Mittelpunkt der Botschaft von der Basileia, so richtet sich bei der zweiten Heilslehre der Blick auf Jesus und seinen stellvertretenden Sühne-

tod. Sollten beide Entwürfe miteinander vereinbar sein – davon ist Schürmann überzeugt –, setzt das wohl voraus, daß Jesus eine „ureigen“ geprägte Vorstellung von der Gottesherrschaft hatte, die nicht nur ein heilsbedeutsames Todesverständnis Jesu zuließ, sondern diesem Todesverständnis Jesu auch noch eine „ureigene“ Prägung gab.

Damit sind die Hauptteile der Arbeit umrissen: in einem ersten Teil handelt Schürmann vom Basileia-Verständnis Jesu (1. Jesu ureigenes Basileia-Verständnis; 21–64; 2. Das Zeugnis der Redenquelle für die Basileia-Verkündigung Jesu; 65–152; 3. Beobachtungen zum Menschensohn-Titel in der Redenquelle. Sein Vorkommen in Abschluß- und Einleitungswendungen; 153–180). Der zweite Teil will den Tod Jesu in das Licht seines Basileia-Verständnisses stellen. Die Schlüsselfrage für seinen ersten Abschnitt (Jesu ureigenes Todesverständnis; 185–23) lautet: Hat Jesus seinen Tod in unmittelbare Beziehung zum Kommen der Basileia gesetzt?, während für den zweiten Abschnitt (Jesu Todesverständnis im Verstehenshorizont seiner Umwelt; 225–245) die Frage entscheidend ist, in welchem Sinn Jesus seinem Tod Heilsbedeutsamkeit zugesprochen hat. Ein reichhaltiges Literaturverzeichnis nach dem schon genannten Schluß-Ausblick (252–269) rundet den Band ab.

Für Jesus betrifft das anstehend-gegenwärtige Gottesreich auch sein Geschick. So enthält auch seine Verkündigung durch Jesus eine „implizite Christologie“ (43): die Gottesherrschaft ist bereits gegenwärtig im personalen Gottesbezug (abba!) und Dasein des betenden Jesus, in seinem Wirken und Wort. Indem Jesus den überkommenen Begriff der Gottesherrschaft umgestaltet, wird er offen zur Interpretation des Todesschicksals Jesu. Als Herrschaftstat Gottes hält die Gottesherrschaft die Zukunft völlig offen. Auch für Jesus liegt das „Wie“ ihrer Verwirklichung im Dunkeln. Damit konnte er sein „Basileia-Geschick“ auch als mögliches Todes-Geschick verstehen.

Bei der Untersuchung der Redenquelle auf ihr Zeugnis für die Basileia-Verkündigung Jesu im Sinne einer Begriffsuntersuchung in Lk 6–7; 9–10; 11–13 par ist sich Schürmann durchaus der Tatsache bewußt, daß mit diesem auf recht schmaler Basis ruhenden Ergebnis die Frage nach der Gottesreich-Verkündigung Jesu noch keineswegs gelöst ist. Wenn auch noch weitere Untersuchungen folgen müßten, wird deutlich, daß dies das schon Gesagte unterstützt. Die 10 „Menschensohnworte“, die 153–171 bespro-

chen werden, sind dagegen mit Schürmanns Folgerungen (172–182) eher Anlaß dafür, das Bewußtsein Jesu vom Geschick der Gottes Herrschaft her anzugehen. Damit findet dann Schürmann für seine bisherige (vgl. 21–64) und künftige Vorgehensweise (vgl. 185–223) Unterstützung.

In Mk 14, 25 par sieht Schürmann einen glaubwürdigen Beleg dafür, daß Jesus seinen Tod in unmittelbarer Beziehung zum Kommen des Gottesreiches gesehen hat (197). Seinen gesamten Dienst und auch seinen Tod hat er dann als Bitte um Gottes Herrschaft und Reich verstanden. Daß sein Tod heilsam war in seinem Bewußtsein, ergibt sich, wenn Jesus mit der Bestätigung seines bis in den Tod hinein durchgehaltenen Heilsangebotes durch den ihn erhöhenden Gott rechnete. Der stellvertretende Sühnewert des Todes im Bewußtsein Jesu ist eine „sich aufdrängende Möglichkeit . . .“, die sich nicht mit der notwendigen Sicherheit erhärten ließ“ (223).

Schürmann hat es durch Querverweise im Text und in den Anmerkungen verstanden, die verschiedenen Beiträge zu einem Ganzen zu machen, das eine wichtige Frage der Soteriologie sorgfältig und ausgewogen behandelt. Da doch eine Menge Stellen behandelt oder genannt werden, wäre für eine Neuauflage ein Stellenregister zu empfehlen, ebenso ein Namensregister angesichts des umfangreichen wissenschaftlichen Apparates. Schürmann könnte mit seinem Anliegen vielleicht auch den „gebildeten Laien“ ansprechen, wenn er in seiner Sprache weniger abstrakt wäre.

H. Schürmann, Gottes Reich – Jesu Geschick. Jesu ureigener Tod im Licht seiner Basileia-Verkündigung, Freiburg i. Br. 1983: Herder-Verlag, 272 S., 38,- DM.

Ludwig Kirsch

„DER TEUFEL UND SEINE KNECHTE“ überschreibt Walter Nigg sein neuestes Buch, das 1983 herauskam. Nigg geht gründlich zu Werk, geht sein Thema weniger theologisch-ideologisch als vielmehr existentiell an. In dieser Perspektive macht er ganze Arbeit. Dabei leitet ihn fundiertes Wissen zu den Fragen seiner Materie. „In der modernen Vielmeinerei aber meint jeder Mensch sich über jedes Problem zu jeder Zeit äußern zu können, ohne länger darüber nachgedacht zu haben“ (S. 17). Nigg bemüht sich, aus Bibel, Lebensbeobach-

tung, Zeitanalyse und dem Wissen der Heiligen und großer Dichter zum Thema Teufel eine Gesamtschau zu erstellen, die auch dem kritischen Leser die ganze Ernsthaftigkeit seiner Thesen und Auffassungen nahebringt. Dabei vermeidet er gewagte Theorien, geht aber dem Phänomen des Bösen mit solcher Gründlichkeit nach, daß es kein vernünftiger Mensch so ohne weiteres verdrängen kann, während es andererseits viele Erscheinungen im Leben der Menschen erklärt. Nigg ist auch klug genug, dem Teufel nur in letzter Abhängigkeit von Gott einen gewissen Spielraum zuzuerkennen. „Der Widersacher bleibt dem Allmächtigen unterstellt. Er ist nicht zu einem Gegengott hinaufgesteigert“ (S. 43).

Im ganzen Buch bemüht sich Nigg, den Leser davon zu überzeugen, daß es eine zweite Wirklichkeit gibt: „Die Abhandlung geht davon aus, daß es zwei Wirklichkeiten gibt, eine sichtbare und eine unsichtbare“ (S. 21). Grundlage für seine Lehre von der Wirkmächtigkeit der Teufel ist dem Autor die Bibel: im Alten Testament das Buch Hiob, im Neuen das Verhältnis Christi zum „Versucher“ in der Wüste und den Besessenen. Von hier aus geht er dann über zu den Aussagen des hl. Johannes zum Thema Teufel, zu Paulus und zu der Geheimen Offenbarung. Nigg lichtet hintergründige Schleier ein wenig auf. So erfährt das Phänomen des Bösen bei ihm eine annehmbare Erklärung, auch wenn es nicht voll durchschaut werden kann. Wenn die Auffassungen von Nigg richtig sind, erscheinen viele heutige Vorstellungen der Menschen zu der Frage der Teufel als banale Oberflächlichkeiten zu einer Wirklichkeit von bedeutender Einwirkung auf das Leben der Menschen. Diese Banalisierung steht im krassen Gegensatz zu den von Christus vorausgesetzten Teufeln und bösen Geistern. Nigg zeichnet auch die falschen Auffassungen zum Teufelsglauben früherer Jahrhunderte und bemüht sich sehr ernsthaft um eine reinliche Scheidung von Zuviel und Zuwenig an Teufelsglauben, von falschen und richtigen Vorstellungen.

Der Autor macht sich die Sache nicht leicht, weiß er doch, daß viele moderne Menschen die Lehre vom Teufel ablehnen, während andererseits der Aberglaube bedenklich zugenommen hat. „Unabhängig von dem; was moderne Vielmeinerei vom Teufelsglauben hält, bekenne ich mich ausdrücklich zur Unpopularität“ (S. 21). Da aber das Thema des Buches eine „Negativ“-Materie behandelt, kann es kaum ausbleiben, daß der Leser zu wenig auf den positiven Ge-

samthorizont christlichen Glaubensverständnisses achtet, in dessen Lichtkegel das Thema Teufel erst seinen richtigen Stellenwert bekäme. Dieser Gesamthorizont wird von Nigg kaum aufgewiesen. Darum liegt das ganze Buch zu sehr wie im Schatten eines starken Weltpessimismus, und der Leser fragt sich unwillkürlich, ob der Autor nicht unerschwerlich einer falschen Weltseligkeit huldigt, die ihm die harten Tatsachen des Lebens durchkreuzt. Es kommt hinzu, daß Nigg als Protestant in dem Fragenbereich Teufel Martin Luther eine Autorität zuerkennt, die er nicht hat. Nigg bringt einige Zitate von Luther, die mehr als zwiespältig sind. Aber er spielt sie in ihrer Fragwürdigkeit herunter, andere bringt er erst gar nicht, was aber zeigen würde, daß Luther (wie andere Zeitgenossen von ihm) an einem „Teufelskomplex“ gelitten hat. Wenn Nigg bei Luther Unausgeglichenheiten zu dem Thema Teufel anerkennt, aber dem Kern des Sachverhaltes ausweicht, muß der gebildete Leser des Buches mißtrauisch werden. Endlich wäre noch anzumerken,

daß Nigg den Begriff „Besessenheit“ aus der Bibel ohne weitere Präzisierungen auch bei manchen modernen Erscheinungen wie Terrorismus, Folterungen, Atombomben, Neutronenwaffen, Sex, Sportexzesse, Machtrausch etc. verwendet. Glaubt Nigg wirklich, daß hier das Wort Besessenheit im gleichen Sinne zu verstehen ist, wie wenn im Neuen Testament von Besessenen gesprochen wird, aus denen Christus den Teufel austreibt?

So fragt sich schließlich der Leser des Buches, ob Nigg nicht doch mehr als glänzender Literat und vielbelesener Schriftsteller denn als Theologe sein Thema zu bewältigen sucht. Trotz des Gesagten bringt Nigg viel Licht in seinen Stoff, der es wert ist, besser durchdacht zu werden. Der katholische Leser des Buches wird aber doch hier und dort Zweifel anmelden an der Art der Darstellung.

Walter Nigg, *Der Teufel und seine Knechte*, Olten u. Freiburg i. Br. 1983: Walter-Verlag, 226 S., 34 DM.

B. Schneider